Der Schatten von Ashlydyat.

Roman

von

Frau Henry Wood,

Verfasserin von „East Lynne", „Die Channings" 2c.

Aus dem Englischen

von

A. Kretzschmar.

Autorisirte Ausgabe.

Dritter Band.

Leipzig,
Voigt & Günther.
1864.

Erstes Kapitel.

An einem sonnigen heitern Apriltage schlenderte ein Herr mit einer Dame am Arme eine der engsten und schmuzigsten Gassen von Homburg hinab.

Es war ein langer Mann, jung und schön, mit einem zarten angelsächsischen Gesicht und blonden angelsächsischen Locken, deren Gold im Sonnenschein glitzerte.

War dies Georg Godolphin, der vor sechs Monaten als gespenstisches Wrack von Priors Ash fortgegangen war?

Ja, es war wirklich Georg im vollen Wiederbesitz der Gesundheit und Kraft.

Mary dagegen sah kränklich und schwächlich aus und ihr Gesicht hatte viel von seiner frühern frischen Farbe verloren. Sie hatten den Winter größtentheils in Pau verlebt, waren aber seit einem Monat von dort abgereist.

Seitdem waren sie von einem Ort zum andern gereist und hatten es sich dabei bequem gemacht, indem sie je nach Belieben einen oder zwei Tage an einem Orte verweilten und rechts oder links abbogen, wie es ihnen gutdünkte.

Sie hatten vollauf Zeit dazu, dafern sie nur gegen Mitte April wieder in der Heimat anlangten. Georg war von seinem Bruder Thomas ermächtigt worden, so lange zu bleiben, als er es für nothwendig hielt, und Georg war nicht der Mann, der dieses Zugeständniß unbenutzt gelassen hätte. Erst das Vergnügen und dann die Arbeit, war von jeher sein Wahlspruch gewesen.

Erst am Abend vorher waren sie von Wiesbaden in Homburg angelangt und sahen sich nun ein wenig in letzterem Orte um.

Keinem von beiden gefiel das Aussehen desselben so, wie viele andere Orte ihnen gefallen, und sie waren mit einander einverstanden, noch am Abend desselben Tages wieder abzureisen, als sie um die Ecke der Gasse biegend plötzlich sich einem zweiten Paare Arm in Arm gegenüber sahen.

„Das sind Engländer", bemerkte Mary leise.

„Ja, das glaube ich selbst!" entgegnete Georg lachend. „Kennst Du sie nicht?"

Mary erkannte die Beiden, ehe noch Georg völlig ausgeredet hatte.

„Mr. und Mistreß Verrall!"

Zehn Minuten lang ging es nun an ein Fragen und Antworten.

„Wie seltsam, daß wir einander nicht schon eher begegnet sind!" rief Mistreß Verrall. „Wir sind seit vierzehn Tagen hier. Sie sind vielleicht aber so eben erst gekommen?"

„Ja, gestern Abend", sagte Georg.

„Meine Frau wünschte durchaus eine Reise ins Aus-

land zu machen und ich mußte ihr den Willen thun", bemerkte Mr. Verrall. „Wir sind nun seit einem Monat fort."

„Und davon haben Sie die Hälfte hier in Homburg zugebracht?" rief Georg überrascht. „Was finden Sie denn hier so Anziehendes? Mary und ich sagten eben, daß wir heute Abend wieder abreisen wollten."

„Es ist allerdings hier auch nicht anders als in andern deutschen Städten, soviel ich sehe", bemerkte Mr. Verrall gleichgültig. „Wie wohl Sie wieder aussehen!" setzte er zu Georg hinzu.

„Ihnen kann ich leider nicht dasselbe Compliment machen", sagte Mistreß Verrall zu Mary. „Was haben Sie denn mit den Rosen Ihrer Wangen gemacht?"

Die vermißten Rosen kamen bei diesen Worten, wenn auch nur auf kurze Zeit, wieder zum Vorschein.

„Meine Gesundheit ist jetzt nicht die beste", antwortete Mary.

Georg lachte.

„Die Sache hat durchaus nicht viel auf sich, Mistreß Verrall", sagte er. „Mary wird in einiger Zeit ihre Rosen schon wiederfinden. Charlotte hat — ich wollte sagen ihren Namen verändert", fuhr er, um das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen, fort, „aber dies wäre in ihrem Falle nicht richtig ausgedrückt gewesen. Sie ist vermählt, wie wir hören."

„Ja wohl, schon lange", sagte Mistreß Verrall. „Sie ist jetzt schon als eine alte verheirathete Frau zu betrachten. Ihre Hochzeit fand, wann denn gleich? — im vergangenen November statt. Sie lebt mit ihrem Mann in London."

„Sie hat ihren Cousin geheirathet, nicht wahr?“

„Ja wohl, sie war schon längst mit ihm verlobt“, fuhr Mistreß Verrall zu Georg gewendet fort. „Oft, wenn sie mit Ihnen liebelte, mußte ich sie zur Rede stellen und an Mr. Rodolf Pain erinnern.“

Georg konnte sich nicht entsinnen, daß Mistreß Verrall jemals so etwas in seiner Gegenwart gethan. Sie hatte sich mehr durch ihre Nichteinmischung hervorgethan und ihn und Charlotte stets sich selbst überlassen. Er erwähnte jedoch jetzt nichts davon.

Sie lenkten um und setzten ihren Spaziergang gemeinschaftlich fort, wobei Georg, der seiner frühern Galanterie noch nicht untreu geworden, seinen Platz an Mistreß Verrall's Seite nahm.

Es dauerte nicht lange, so kamen sie an eine Stelle, wo der Weg theilweise versperrt war. Es waren an einem Hause allerhand Reparaturarbeiten im Gange, und Erde und Steine lagen bis auf die Hälfte der Straße herüber, sodaß nur eben Raum blieb, um einen Wagen passiren zu lassen.

Gerade als sie sich dieser Stelle gegenüber befanden, kam ein schwerfälliger Wagen, in welchem eine lustige geputzte Gesellschaft, wahrscheinlich Kindtaufsgäste, saß, ziemlich rasch herangerasselt.

Georg ergriff Mistreß Verrall's Hand und lootsete sie an eine sichere Stelle.

Mary war nicht so glücklich. Mr. Verrall war ein wenig hinter ihr oder vor ihr, jedenfalls aber nicht gewandt genug, um ihr in dem rechten Augenblick beizustehen, und Mary, welche zwischen dem Wagen und dem Bauschutt

keinen Ausweg sah, sprang auf den Schutt, der hier einen großen Hügel bildete. Die lockern Steine kamen unter ihren Füßen in Bewegung und sie glitt mit einem Ruck auf der andern Seite wieder herunter. Einen eigentlichen Schaden nahm sie dabei nicht, erfuhr aber dabei keinen geringen Schrecken und eine gewaltige Erschütterung.

Georg, der in diesem Augenblick hinter sich schaute, sprang sogleich zurück und fing Mary in seinen Armen auf, ehe Mr. Verrall noch recht sah, was eigentlich geschehen war.

„Aber wie kam denn das? Hast Du Schaden genommen? Konnten Sie sie denn nicht besser in Acht nehmen, Verrall?“ rief er mit dem Ausdruck der Aufregung und des Schreckens.

Mary stützte sich schwer auf seinen Arm und athmete tief auf, ehe sie sprechen konnte.

„Ich habe keinen Schaden genommen, Georg“, sagte sie dann.

„Weißt Du das bestimmt?“ rief er besorgt.

Mary lächelte beruhigend.

„Es hat mir wirklich nichts geschadet“, sagte sie. „Ich bin blos erschrocken und erschüttert. Sieh, ich bin von diesem Steinhaufen heruntergerutscht. Ich glaube, ich hatte mich nicht genug in Acht genommen.“

Georg drehte sich herum, um den Steinhaufen anzusehen. Derselbe war etwa drei Fuß hoch. Mary war nicht eigentlich gefallen, wohl aber mit dem untern Theil des Rückens an die Steine angetaumelt.

Mistreß Verrall schüttelte ihr den Staub von der Rückseite des Kleides und Mr. Verrall entschuldigte sich wegen seines Mangels an Aufmerksamkeit.

Georg nahm Mary's Arm mit einer Miene, welche anzudeuten schien, daß er sie nie wieder Jemand anders anvertrauen werde, und dann kehrten sie in ihr Hotel zurück, nachdem Mistreß Verrall gesagt, daß sie binnen einer halben Stunde bei ihnen sein werde.

Mary sah todtenbleich aus. Georg war sehr besorgt und band ihr die Hutbänder auf.

„Mary", sagte er, „ich fürchte, Du hast doch Schaden genommen."

„Nein, nein, ich glaub' es wenigstens nicht", antwortete sie. „Warum vermuthest Du es?"

„Weil Du sehr unwohl aussiehst."

„Es ist weiter nichts als der Schreck. Ich werde ihn sogleich überwunden haben, Georg."

„Ich glaube aber doch, es wäre besser, wenn Du mit einem Arzt sprächest. Es wird schon ein anständiger in der Stadt zu finden sein."

„Ach lieber gar!" entgegnete Mary. „Ich sollte ärztliche Hülfe in Anspruch nehmen, weil ich ein wenig ausgerutscht bin? Das wäre doch wohl thöricht, Georg! Da bin ich oft von einem höhern Gegenstande heruntergesprungen. Entsinnst Du Dich noch der alten Mauer in der Rectorei? Wir Kinder sprangen fortwährend davon herunter."

„Das war zu einer andern Zeit als jetzt, Mistreß Georg Godolphin", sagte er bedeutsam.

Mary lachte.

„Aber denke Dir doch, Georg", hob sie wieder an, „wenn wir einen Arzt rufen ließen, so wäre seine erste Frage: »Wo haben Sie sich beschädigt?« — »Nirgends«,

müßte ich antworten. »Nun, was wollen Sie dann von mir?« würde er sagen, und wie albern stünde ich dann da!"

Georg lachte auch und beharrte nicht weiter auf seinem Verlangen.

„Du mußt es natürlich am besten wissen, Mary", sagte er.

„Margery", fuhr er fort, denn diese trat in diesem Augenblick ins Zimmer, „Eure Herrin hat einen Fall gethan."

„Einen Fall?" rief Margery in ihrer schroffen Weise, indem sie sich herumdrehte, um Mary anzusehen.

„Nein, einen Fall konnte man es nicht nennen, Margery", entgegnete Mary in gleichgültigem Tone. „Ich glitt blos von einem Haufen Bauschutt herunter. Zum eigentlichen Fallen kam ich nicht."

„Haben Sie sich beschädigt, Mistreß Godolphin?"

„Nein, dieses nicht. Ich bin blos mit ein wenig Erschütterung und Schreck davongekommen."

„Ach, dergleichen Unfälle nehmen manchmal einen sehr schlimmen Verlauf", hob Margery wieder an. „Ich weiß aus Erfahrung, daß nicht unbedeutende Krankheiten daraus entstanden sind."

Georg gefiel diese Bemerkung nicht. Er fand es unbesonnen von Margery, unter den obwaltenden Umständen so etwas in Gegenwart seiner jungen Gattin zu sagen.

„Daß Ihr doch das Krächzen nicht lassen könnt, Ihr alter Unglücksrabe", sagte er mürrisch.

Margery fühlte sich dadurch ein wenig verletzt.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Mr. Georg", rief sie. „Ihre eigene Mutter mußte einmal acht Wochen lang das

Bett hüten, blos weil sie zwei Stufen heruntergeglitten war. Ich sage, dergleichen Erschütterungen sind mißliche Dinge, besonders wenn der Körper nicht in dem Zustande ist, wo er sie leicht überwinden kann. Befolgen Sie meinen Rath, Mistreß Godolphin, legen Sie sich auf dieses Sopha und stehen Sie heute den ganzen Tag nicht wieder auf. Sie können einen Arzt rufen lassen, woher Sie wollen, so wird er, wenn er überhaupt etwas versteht, dasselbe sagen."

Margery sprach in gebieterischem Tone, und da Georg sich auf ihre Seite schlug, so blieb Mary trotz ihres Lachens und Protestirens nichts weiter übrig, als sich auf das Sopha zu legen.

„Gerade als ob ich krank oder schwächlich wäre", murrte sie.

„Nun, sind Sie vielleicht letzteres nicht? Ich dächte doch, Sie gehörten nicht zu den Starken!" rief Margery, indem sie das Zimmer verließ, um einen Shawl zu holen.

Georg küßte seine junge Gattin zärtlich und sagte:

„Achte nicht auf Margery's Krächzen, obschon sie ganz Recht hat, wenn sie Dir empfiehlt, still zu liegen."

„Ich fürchte nur, ich werde einschlafen, wenn ich verurtheilt bin, hier liegen zu bleiben", sagte Mary.

„Nun, das ist ja eben das Beste, was Du thun kannst", sagte Georg. „Mir soll es nicht wieder passiren, daß ich Dich der Obhut eines Andern anvertraue."

Es dauerte nicht lange, so trat Mistreß Verrall ein und sagte Georg, daß ihr Gatte draußen auf ihn warte. Georg ging hinaus und Mistreß Verall nahm neben Mary Platz.

„Margery und Georg sind daran schuld", sagte Mary, wie um sich zu entschuldigen, daß Mistreß Verrall sie auf dem Sopha liegend und wie eine Kranke zugedeckt fand. „Ich mußte mich durchaus niederlegen."

„Sind Sie glücklich?" fragte Mistreß Verrall plötzlich.

„Glücklich?" wiederholte Mary und wußte nicht, wie diese Frage gemeint sei.

„Nun ja — glücklich mit Georg Godolphin. Sind Sie und er glücklich mit einander?"

Eine sanfte Röthe breitete sich über Mary's Gesicht und das Licht der Liebe glänzte in ihren Augen.

„Ach ja! Und wie glücklich!" murmelte sie. „Mistreß Verrall, ich frage mich zuweilen, ob wohl noch ein Weib auf der ganzen Welt so glücklich ist wie ich."

„Aber Sie kommen mir doch ein wenig verändert vor. Sie sehen unwohl aus."

„O meinen Sie das?" entgegnete Mary noch dunkler erröthend. „Können Sie die Ursache davon nicht errathen, Mistreß Verrall? Wie Georg Ihnen schon sagte, in einiger Zeit hoffe ich wieder ganz wohl auszusehen."

Mistreß Verrall zuckte gleichgültig die Achseln. Sie hatte die Blüte ihrer Wangen in Folge einer solchen Ursache noch nie verloren.

Mary fand oder Margery redete es ihr ein, daß der Fall von dem Steinhaufen ihren Körper doch auf bedenkliche Weise erschüttert habe, und es mußte zuletzt noch ein Arzt herbeigerufen werden.

Es trat ein förmlicher Krankheitszustand ein, der allerdings weder ernst noch gefährlich war, aber dennoch ein längeres Verweilen in Homburg nöthig machte.

Mary lag im Bett und Georg verlebte den größten Theil seiner Zeit in Gesellschaft der Verralls. Hauptsächlich jedoch mit Mr. Verrall, besonders des Abends. Zuweilen vor dem Diner, zuweilen nach demselben ging er aus und kam dann so spät wieder nach Hause, daß er sich nicht in Mary's Zimmer wagte, um ihr gute Nacht zu wünschen. Er bewohnte nämlich seit ihrer Krankheit ein Nebenzimmer.

Für Mary hatte dies keine wohlthätigen Folgen. Ihr Blut ward dadurch aufgeregt und erhitzt, und wenn Georg einmal zu ihr ins Zimmer kam, sah er ebenfalls aufgeregt und erhitzt aus.

„Aber, Georg, wo bleibst Du so lange?"

„Ich bin blos mit Verrall ausgewesen."

„Du siehst so erhitzt und fieberhaft aus."

„Es war sehr heiß in den Sälen. Wir haben ein wenig dem Spiele zugesehen. Gute Nacht, liebe Mary. Ich wollte, Du wärest wieder ganz wohl."

Dem Spiele zugesehen, das war die erste Lüge, die Du gegen Dein Weib aussprachst, Georg Godolphin, und verlaß Dich darauf, es wird nichts Gutes daraus hervorgehen!

Mr. Verrall hatte Georg mit den gefährlichen Spielsälen bekannt gemacht und es war ihm gelungen, ihm Geschmack an dem heimtückischen Laster beizubringen. Hatte er dies mit vorbedachter Bosheit gethan?

Gleich am ersten Abend ihres Beisammenseins, an dem Tage, wo Mary jener kleine Unfall begegnet war, lud Mr. Verrall Georg ein, bei ihm zu speisen, und führte ihn dann an die Spieltische.

Georg spielte diesen Abend noch nicht, ward aber dadurch, daß er Andere spielen sah, in eine seltsame, noch nie empfundene Aufregung versetzt. Bedeutende Summen wurden verloren oder gewonnen, schlimme Leidenschaften, Habsucht, Haß, Verzweiflung, erweckt.

Mr. Verrall setzte einen kleinen Betrag und gewann.

„Es ist ein hübscher Zeitvertreib", sagte er in gleichgültigem Tone zu Georg, als sie mit einander die Spielzimmer wieder verließen. „Man kann sich ja stets in Acht nehmen."

„Mit allen aber ist dies, wie es scheint, nicht der Fall", antwortete Georg. „Bemerkten Sie jenen Engländer, welcher, als sein Geld alle war, mit verstörtem Blick an der Wand lehnte und an den Nägeln kaute? Der Ausdruck, den die Züge dieses Mannes hatten, kommt mir gewiß eine Woche lang nicht aus den Gedanken. So müssen die Menschen aussehen, welche als Selbstmörder enden."

Mr. Verrall lächelte spöttisch.

„Als Selbstmörder? Ganz gewiß nicht", antwortete er. „Dieser Mann steht sicherlich morgen mit neuem Gefieder wieder da."

„In meinem Leben hat mir Niemand größeres Mitleid eingeflößt", fuhr Georg fort. „Welche Verzweiflung stand in seinem Gesicht geschrieben! Ich wäre im Stande gewesen, zu ihm hinzugehen und ihm meine Börse anzubieten, wenn ich nicht gewußt hätte, daß er sie sofort dem grünen Tisch zum Opfer bringen würde."

„Kannten Sie ihn denn nicht?"

„Nein.“

Mr. Verrall nannte den Namen des Mannes und Georg war für den Augenblick überrascht. Es war der älteste Sohn eines sehr bekannten Baronet.

Der nächste Abend kam, Mary mußte das Bett hüten und Georg konnte gehen, wohin er wollte. Mr. Verrall fand sich wieder ein und nahm Georg abermals mit zu Tische.

„Lassen Sie uns einen kleinen Spaziergang machen“, sagte er später am Abend.

Der Spaziergang führte sie nach demselben Ort, den sie am Abend vorher besucht.

„Wollen wir vielleicht sehen, wer da ist?“ fragte Mr. Verrall mit anscheinender Gleichgültigkeit.

Georg antwortete ebenso gleichgültig, aber es lag in seinem Tone dabei etwas, was dem leichtsinnigen Georg Godolphin bis jetzt fremd gewesen.

„Wird es nicht besser sein, wenn wir uns von der Versuchung fernhalten?“

Mr. Verrall lachte, daß ihm die Thränen in die Augen traten.

„Kommen Sie nur!“ rief er in spöttischem Tone. „Ich werde Sie unter meinen Schutz nehmen.“

Diesen Abend spielte Georg, obschon nur wenig.

„Setzen Sie doch einmal ein Goldstück“, flüsterte Verrall ihm zu. „Ich werde auch eins setzen.“

Georg setzte mehr als ein Goldstück und gewann.

So waren vierzehn Tage vergangen und Georg war von der furchtbaren Leidenschaft des Spiels vollständig durchdrungen, wenigstens für den Augenblick, denn wir

wollen hoffen, daß er, wenn er Homburg verläßt, auch das Spiel verläßt.

Seht ihn nur, während er mit erhitztem Gesicht und begierigen Augen an jenem grünen Tische steht! Seine Gestalt ist edler geformt und höher als die der Meisten, welche sich um die Tische drängen. Seine Züge verrathen höhere Intelligenz und Bildung, aber jetzt werden sie gleichwohl von denselben Leidenschaften verzerrt.

Mr. Verrall steht neben ihm, kaltblütig, ruhig, gleichgültig. Er gewinnt fortwährend. Wenn er aber auch nicht gewänne, so würde er doch deswegen seine Kaltblütigkeit nicht verlieren, sondern blos den Spieltisch verlassen.

„Rouge!“ rief Georg.

Es war Noir. Georg warf sein letztes Geld auf den Tisch und entfernte sich.

Mr. Verrall folgte ihm.

„Schon müde?“ fragte er.

Georg stieß einen Fluch aus.

„Das Glück ist mir fast von dem ersten Abend an, wo ich hier gespielt, abhold gewesen“, sagte er. „Ich bin schon wieder mit meinem Gelde fertig.“

„Ich kann Ihnen —“

„Ich danke!“ unterbrach Georg ihn hastig. „Sie sind sehr gefällig, Verrall, aber ich glaube, wir dürfen es nicht immer so forttreiben, daß ich verliere und Sie mir immer wieder Geld schaffen. Wieviel bin ich Ihnen jetzt zusammen schuldig?“

„Eine Bagatelle. Sprechen wir doch nicht davon.“

„Eine Bagatelle?“ wiederholte Georg. „Es ist gut,

daß das Geld in Ihren Augen so werthlos ist. Ich nenne es keine Bagatelle, obschon ich das Geld von jeher vor dem Verthun auch nicht erst lange angesehen habe."

„Sie können mich ja bezahlen, wann und wie Sie wollen — dieses Jahr, oder nächstes oder im dritten — ich werde Sie nicht mahnen!" rief Mr. Verrall lachend. „Da hier! Versuchen Sie Ihr Glück noch einmal."

Er bot Georg eine Rolle schwere Banknoten. Letzterer griff schon begierig danach, als plötzlich wieder bessere Gedanken in ihm erwachten und er die Rolle wieder zurückschob.

„Nein, nein, ich bin schon zu tief in Ihrer Schuld", sagte er.

„Wie Ihnen beliebt", entgegnete Mr. Verrall in gleichgültigem Tone. „Dann liegt das Geld müßig da. Wenn übrigens das, was ich Ihnen bis jetzt geliehen, so schwer auf Ihrem Gewissen lastet, so können Sie mir es ja verzinsen. Das Kapital kann meinetwegen zehn Jahre stehen bleiben. Wenn Sie diese Banknoten hier nehmen und eine halbe Stunde spielen, so gewinnen Sie vielleicht alles wieder, was Sie bis jetzt verloren haben."

Mit diesen Worten ließ er die Banknoten vor Georg Godolphin auf dem Tische liegen, vor dem zögernden Georg, der vor Begier brannte, Gebrauch davon zu machen.

Mr. Verrall hätte sich keines wirksamern Mittels bedienen können, ihn zum Wiederspielen zu verlocken, als indem er diese Gleichgültigkeit zur Schau trug und das Geld, nach welchem Georg's Finger zuckten und welches sein Gehirn in Flammen setzte, vor ihm liegen ließ.

Georg ergriff die Banknoten.

„Wollen Sie mir wirklich gestatten, Ihnen Zinsen zu bezahlen, Verrall?“ fragte er.

„Ja wohl, versteht sich.“

Und Georg ging mit dem geliehenen Gelde an den Spieltisch.

Diese Nacht ging er später nach Hause, als dies bis jetzt geschehen. Er trocknete sich den Schweiß von der Stirn, richtete das Gesicht nach den ruhigen Sternen empor und schnappte nach frischer Luft.

Mr. Verrall fand es dagegen etwas kühl, zuckte die Achseln und sagte, er könne einen Ueberrock vertragen, während es Georg war, als müßte er ersticken.

Die Rolle Banknoten war fort und noch mehr dazu, und Georg Godolphin schuldete nun Mr. Verrall eine bedeutende Summe.

„Gott sei Dank, der Tag dämmert bereits!“ rief Georg unwillkürlich.

Mr. Verrall sah ihn fragend an. Er verstand nicht, welch ein besonderer Grund zur Dankbarkeit hierin liegen könne.

„Heute noch werden wir abreisen“, sagte Georg. „Wenn ich noch länger hier bliebe, so käme ich vollends an den Bettelstab.“

„O glauben Sie nicht so etwas!“ rief Mr. Verrall. „Das Glück bleibt nicht immer abhold. Es ist wie das Meer. Es hat seine Ebbe und Flut. Was meinen Sie übrigens, wenn Sie sagen, Sie wollen abreisen? Ihre Gattin ist noch lange nicht wieder so weit gesund, daß sie reisen könnte.“

„O doch“, antwortete Georg.

„Nun, Sie wissen es natürlich am besten, nach meiner Ansicht aber sollten Sie —"

„Verrall, die Gesundheit und das Leben meines Weibes stehen in meinen Augen höher als jedes andere irdische Gut", unterbrach ihn Georg. „Wir hätten schon heute aufbrechen können, wenn wir gewollt hätten — ich spreche von dem nun vergangenen Tage. Der Arzt sagte gestern, sie sei nun wieder wohl genug, um zu reisen."

„Das wußte ich nicht. Ich werde noch eine Woche hier bleiben."

„Und ich werde vor morgen Abend fort sein."

„Ich glaube es doch noch nicht!" rief Mr. Verrall.

„Ja, ja, ich werde abreisen, wenn ich nämlich in der Stimmung, in der ich jetzt bin, bleibe."

Mr. Verrall lächelte. Er wußte, daß Georg nicht in dem Rufe stand, seinen Entschlüssen unabänderlich treu zu bleiben. Wenn er ausgeschlafen und sich wieder getröstet hatte, so blieb er sicherlich noch.

Man wünschte sich gegenseitig gute Nacht und Georg ging in sein Hotel.

Zu seiner großen Ueberraschung begegnete Margery ihm auf der Treppe.

„Geht Ihr denn im Hause um wie ein Gespenst?" rief er mit wieder erwachender guter Laune. Er machte es sich gern zum Spaß, die alte Margery zu necken und zu reizen. „Warum seid Ihr nicht in Eurem Bett?"

„Es gibt genug wirkliche Gespenster in der Welt, ohne daß man dergleichen nachzuäffen brauchte, Sir", entgegnete Margery. „Ich bin noch nicht zu Bett, weil meine Herrin es auch noch nicht ist."

„Eure Herrin ist noch nicht zu Bett?" wiederholte Georg. „Das ist aber sehr unrecht."

„Ja, das ist auch meine Meinung", sagte Margery. „Ich habe es ihr auch gesagt, aber es hat mir nichts genützt. Sie setzte es sich einmal in den Kopf, auf Sie warten zu wollen, und ist demzufolge aufgeblieben. Nicht hier, Sir", fuhr sie fort, als er seine Schritte nach dem Sprechzimmer lenkte; „sie sitzt in ihrem Schlafzimmer in dem großen Lehnstuhl."

Georg trat ein. Mary saß bleich, abgespannt und müde in einen Armstuhl zurückgelehnt. Sie war zu erschöpft, um aufstehen zu können, und streckte ihrem Gatten blos die Hand entgegen.

„Aber, liebe Mary, das ist nicht recht von Dir!" sagte er sanft, indem er sich über sie neigte. „Mein Himmel, Mary, wie krank und angegriffen Du aussiehst!"

„Ich hätte doch nicht schlafen können, wenn ich auch zu Bett gegangen wäre", antwortete sie. „Georg, sage mir, wo Du gewesen bist. Wo gehst Du jetzt alle Abende hin?"

In Georg's Gemüth erwachte die Ahnung, daß Mary bereits wisse, wo er jetzt seine Nächte zuzubringen pflegte. Es lag ein eigenthümlicher Ausdruck in ihrer Stimme, obschon sie in schüchternem, bittendem Tone sprach.

Sein Gewissen sagte ihm, daß die Zerstreuung, welche er in der letzten Zeit gesucht, sich am hellen Tageslichte nicht vortheilhaft ausnehmen würde. Ein unverheiratheter Mann mag sich ins Verderben stürzen, wenn es ihm einmal so beliebt, aber ein Mann, auf dem die Verbindlichkeiten ruhen, welche Georg Godolphin jetzt auf sich genommen, darf dies nicht.

Von Ruin und Verderben konnte indeß bei Georg Godolphin noch nicht die Rede sein. Das Schlimmste, was geschehen, war, daß er bei Mr. Verrall nach und nach eine Summe aufgeborgt, zu deren Bezahlung ihm augenblicklich keine Mittel zur Verfügung standen. Aus dem Bankgeschäft konnte er keinen so bedeutenden Betrag entnehmen, ohne daß seine Geschäftstheilhaber ihn fragten, was er damit machen wolle. Mr. Verrall selbst aber hatte ihn dieser Verlegenheit überhoben, indem er ihm vorgeschlagen, die Summe zu verzinsen.

Für ein leichtsinniges Gemüth wie das Georg's schien dies eine sehr bequeme Erledigung der Frage zu sein, und er fühlte sich Mr. Verrall zu Danke verpflichtet.

„Mary", rief er, „was gibt es? Was fehlt Dir?"

Mary ließ ihren Kopf von der Rücklehne des Armstuhls auf Georg's Arm, der sie umschlungen hielt, sinken.

„Mistreß Verrall hat mir einen plötzlichen Schrecken eingejagt, Georg", sagte sie dann. „Wirst Du mir zürnen, wenn ich es sage? Sie kam diesen Abend zu mir und sagte, Du und Mr. Verrall, Ihr verlöret Euer ganzes Geld am Spieltische."

Georg's Wange färbte sich dunkler, als jemals im Spielzimmer der Fall gewesen, und er sagte Mistreß Verrall im Stillen eine Schmeichelei, wofür diese sich nicht bedankt haben würde.

„Was fällt denn dieser Frau ein?" rief er. Und in der That konnte er nicht begreifen, was sie bewogen haben könne, eine solche Aeußerung zu thun, denn Verrall wenigstens verlor am Spieltische sein Geld nicht. „Bist Du denn so thöricht gewesen, es zu glauben, Mary?" setzte er hinzu.

„Nein, wenigstens nicht ganz, Georg. Ich bitte Dich, verzeihe mir. Ich bin jetzt so schwach und erschrecke über alles so leicht. Ich habe von diesen Spielhöllen furchtbare Geschichten gehört, und ich weiß, wie spät Du, seitdem wir hier sind, immer nach Hause gekommen bist. Ist es nicht so, Georg?"

Georg that, als ob Mary's Aengstlichkeit ihn nur zum Lachen reize.

„Ich bin mit Verrall da und dort herumgeschlendert und habe dem Spiele zugesehen", sagte er. „Wir haben auch selbst eine Kleinigkeit gesetzt, damit man uns nicht für Knauser ansähe, die ihre englische Nase in alles steckten und nichts dafür bezahlen wollten. Ich habe meinen Einsatz verloren; was aber Verrall betrifft, so glaube ich nicht, daß er auch nur um einen Penny ärmer geworden ist. Wahrscheinlich hat er sich mit seiner Frau veruneinigt, und sie hat ihm auf diese Weise etwas nachsagen wollen, worüber er sich, wenn er es wiederhört, ärgert. Und Du, Mary, nimmst so etwas als ein Evangelium hin und läßt Dich dadurch beunruhigen und ängstigen."

Mary athmete aus erleichtertem Herzen auf. Georg's Worte klangen aufrichtig und sein Benehmen war freundlich und zärtlich, und sie hegte zu ihm das blindeste Vertrauen. Eher hätte sie beinahe an der ganzen Welt gezweifelt, als an ihm. Sie zog ihn näher zu sich herab und flüsterte ihm nochmals zu, er möge ihr verzeihen, daß sie so thöricht gewesen.

„Liebe Mary", hob Georg wieder an, „nach meiner Ansicht wäre es am besten, wenn wir nun morgen wieder von hier abreisten, das heißt heute; ich will Dir, wenn

Du es nicht weißt, nicht sagen, welche Zeit es ist, aber es ist Morgen."

Sie wußte recht wohl, welche Zeit es war. Noch nie hat eine besorgte Gattin auf ihren Gatten gewartet, ohne dies zu wissen. In ihrer Ungeduld fortzukommen — denn es war ihr innigster Wunsch, wieder daheim zu sein — hörte sie von Georg's Worten nur die, welche sich hierauf bezogen, und sie rief:

„Ach ja, Georg! Laß uns abreisen!"

„Willst Du mir versprechen, erst noch einmal recht auszuschlafen und nicht vor elf Uhr morgen früh aufzustehen?"

„Ich verspreche Dir alles, was Du verlangst, Georg", rief sie mit strahlendem Antlitz. „Nur sage, daß wir morgen aufbrechen."

„Ja, das wollen wir."

Und sie brachen, einigermaßen zu Mr. Verrall's Ueberraschung, wirklich auf. Mr. Verrall machte keinen Versuch, sie zurückzuhalten.

„Es ist nicht recht von Ihnen beiden, daß Sie so plötzlich wieder fortgehen und uns wie verirrte Lämmer hier in der Fremde zurücklassen", sagte er, als Mary schon im Wagen saß und Georg im Begriff stand, ebenfalls einzusteigen.

„Aber es hält Sie ja nichts ab, diesen Ort ebenfalls zu verlassen, Mr. Verrall", bemerkte Mary, indem sie sich vorwärts neigte. „Und wie haben Sie sich übrigens zurecht gefunden, ehe wir kamen? Da waren Sie ja schon seit vierzehn Tagen verirrte Lämmer."

„Sehr richtig bemerkt", entgegnete Mr. Verrall. „Ich

muß Ihnen übrigens sagen, Mistreß Godolphin, daß Sie heute trotz Ihres kürzlichen Unwohlseins wieder recht wohl aussehen."

„Dies hat seinen Grund darin, daß wir nach Hause reisen", erwiderte Mary.

Und sie erreichten auch wohlbehalten die Heimat wieder. Die Landreise, die angenehme Seefahrt — denn der Tag und das Wasser waren eins so ruhig wie das andere — und dann wieder das Land, alles dies wurden Dinge, welche der Vergangenheit angehörten, und das junge Paar sah sich wiederum in Priors Ash.

Als man von dem Bahnhofe nach der Bank fuhr, blickte Mary an dem Hause, als sie desselben ansichtig wurde, empor und ein Freudenschauer durchrieselte sie.

„Welch eine glückliche Heimat wird es für mich sein!" dachte sie.

Georg Godolphin dagegen dachte:

„Was würden Thomas und der alte Crosse sagen, wenn sie wüßten, daß ich mich in Homburg so tief hineingeritten habe!"

Zweites Kapitel.

Georg Godolphin und Mary hielten ein förmliches Lever. Anders konnte man es nicht nennen.

Da Mary noch nicht sehr kräftig war, so machte Georg nur kurze Tagereisen mit ihr, und auf diese Weise kam es, daß sie zu einer frühen Stunde des Nachmittags zu Hause anlangten.

Mistreß Hastings und Grace, Betty und Cecily Godolphin, Thomas Godolphin und Mr. Crosse, alle waren in dem Hinterzimmer versammelt, um die Heimkehrenden zu bewillkommnen, nicht in dem Geschäftszimmer, sondern in dem großen freundlichen Speisezimmer rechts von dem Privateingange, welches auch als Sprechzimmer benutzt ward, dasselbe, in welchem sich früher die Schwestern Godolphin hauptsächlich aufzuhalten pflegten.

Mary hatte Hut und Shawl abgeworfen und stand in ihrem schwarzseidenen, etwas zerknitterten Reisekleid unter den sie umringenden Freunden.

Es war nicht zu verkennen, daß sie sich innig glücklich fühlte. Ihr Auge strahlte, ihre Wange war sanft geröthet und ihr schönes junges Antlitz unumwölkt.

Es dauerte nicht lange, so trat auch der Rector von Allerseelen ein, nachdem er sich von einer etwas stürmischen Kirchenvorsteherſitzung losgemacht, um seine Tochter zu begrüßen.

Miß Janet Godolphin war nicht da. Ein leichtes Unwohlsein hielt sie in Ashlydyat zurück. Gewöhnlich ward sie im Frühling und Herbst jedes Jahres von einer Art Rothlauf an den Füßen heimgesucht, sodaß sie sich dann gezwungen sah, das Haus zu hüten.

„Nun, Sie sehen, daß ich sie wohlbehalten wieder zurückgebracht habe, Sir", sagte Georg zu Mr. Hastings, indem er ihm Mary entgegenführte.

„Und sich selbst auch", antwortete der Rector. „Als bleicher, hagerer Mann gingen Sie fort und als munterer, kräftiger kommen Sie wieder."

„Ich sagte Ihnen gleich, daß dies so kommen würde, Sir, wenn Sie Mary erlaubten, mich zu begleiten", rief der stets galante Georg. „Ich glaube nicht, daß wir eins wie das andere von unserm Aufenthalt im Auslande Nachtheil gehabt haben."

„Wenigstens seht Ihr nicht so aus", bemerkte der Rector. „Mary freilich scheint doch ein wenig angegriffen zu sein. Du bist wohl froh, daß Du wieder zu Hause bist?"

„Ach wie froh!" sagte sie. „Wie habe ich mich nach Euch allen gesehnt!"

Mistreß Hastings zog ihre Tochter auf die Seite.

„Georg schrieb mir, daß Du krank seist", sagte sie. „Was fehlte Dir eigentlich? Es that uns so leid, es zu hören."

„Ach ja, uns that es auch leid", entgegnete Mary, die Augen zu Boden schlagend; „es ließ sich aber einmal nicht ändern."

„Wie ging die Sache aber denn eigentlich zu?"

„Ich war selbst schuld daran. Es geschah am Tage nach unser Ankunft in Homburg. Ich war mit Georg ausgegangen und wir begegneten den Verralls. Wir lenkten mit ihnen um, und in diesem Augenblick hatte ich Georg's Arm losgelassen. Auf der Straße lag eine große Masse Steine, Erde und Schutt, und ich stieg darauf, um einem vorbeikommenden Wagen auszuweichen, glitt aber unglücklicherweise herunter. Einen eigentlichen Schaden nahm ich nicht dabei, aber die Erschütterung und der Schreck machten mich fast krank."

„Ihr traft die Verralls in Homburg?" rief Mistreß Hastings überrascht.

„Ja, hat Georg es in seinem Briefe nicht erwähnt? Sie sind jetzt noch in Homburg, sie müßten denn mittlerweile abgereist sein."

„Georg's Briefe enthalten nie ein überflüssiges Wort", sagte Mistreß Hastings lachend. „Er sagt, was er zu sagen hat, aber nicht mehr. Er erwähnte, daß Du nicht wohl wärest, und daß Eure Rückkunft sich daher wahrscheinlich etwas verzögern würde, aber von Verralls schrieb er nichts."

Mary lachte.

„Ja, ich weiß es schon, Georg schreibt keine langen Briefe", sagte sie.

„Wer führt da Georg's Namen unnütz?" rief Georg sich umschauend.

„Ich war es, Georg", entgegnete Mary. „Du hast ja Mama gar nichts davon geschrieben, daß die Verralls mit uns in Homburg waren."

„Ich weiß wirklich selbst nicht, ob ich etwas davon geschrieben habe oder nicht", sagte Georg.

„Die Verralls sind jetzt in Wales", bemerkte Mr. Hastings.

„Dann sind sie aber sehr schnell dahin gereist", bemerkte Georg. „Als ich und Mary von Homburg abreisten, ließen wir sie noch dort. Sie waren seit einem Monat dort."

Alle Anwesenden gaben durch ihre Blicke und Mienen große Ueberraschung zu erkennen.

„In Priors Ash glaubt man allgemein, sie seien in Wales", bemerkte Thomas Godolphin. „Wenigstens ist dies die Antwort, welche allen gegeben wird, die in Lady Godolphin's Folly nach ihnen fragen."

„Nein, nein, sie sind in Homburg, mögen die Diener sagen, was sie wollen", entgegnete Georg. „Die Diener sind in einem Irrthum befangen."

„Aber dies wäre für Dienstleute ein etwas sonderbarer Irrthum", bemerkte der Rector in trockenem, sarkastischem Ton.

„Ich glaube, die Verralls sind überhaupt etwas sonderbare Leute", sagte Bessy Godolphin.

„Das ist wohl möglich", stimmte Georg bei. „Verrall ist aber ein durch und durch guter Mensch, und ich lasse nie etwas auf ihn kommen."

Margery hatte mittlerweile Mary um Erlaubniß gebeten, nach Ashlydyat gehen zu dürfen, obschon es eigent=

lich nicht in Margery's Art und Weise lag, erst lange um Erlaubniß zu etwas zu bitten.

„Ich muß sehen, was Janet macht", hatte sie zu Mary gesagt, und diese hatte ihr geantwortet, daß sie sich mit dem Wiederkommen nicht zu übereilen brauche.

„Nun, welchen Dienst soll ich denn nun übernehmen, Miß Janet?" war so ziemlich die erste Frage, welche Margery an Miß Godolphin richtete. Es war, ehe Margery die Reise ins Ausland mit antrat, weiter nicht davon gesprochen worden, ob sie nach Ashlydyat zurückkehren oder bei Mary bleiben solle, denn ihre nächste Aufgabe war gewesen, für Georg's gehörige Abwartung und Pflege zu sorgen.

„Ihr wißt, daß ich Euch am liebsten wieder hier behielte, Margery", entgegnete Jane. „Ich stelle es aber ganz in Euren Willen."

„Nun, dann werde ich am liebsten wieder hier bleiben", antwortete Margery. „Nicht als ob ich an Mr. Georg's Frau etwas auszusetzen hätte, im Gegentheil, ich bin ihr gewogener, als ich je einem Menschen, außer einem Godolphin, sein zu können geglaubt hätte."

„Sie ist nun auch eine Godolphin, Margery."

„Ja", sagte Margery, „aber doch keine geborene, Miß Janet."

Diesen Abend speisten Georg und seine Gattin allein.

Georg stand nach Tische am Kamin, als Mary auf ihn zukam und sich neben ihn stellte. Er streckte den Arm aus und zog sie näher an sich.

„Es kommt mir so seltsam vor, Georg, in diesem Hause mit Dir so ganz allein zu sein", flüsterte sie.

„Seltsamer, als daß Du mein Weib bist, Mary?"

„O, daran bin ich nun gewöhnt."

Georg lachte. Sie sprach so einfach und natürlich.

„Mit der Zeit wirst Du Dich auch daran gewöhnen, dieses Haus als Deine Heimat zu betrachten", sagte er.

„Ich hoffe nur, daß es stets unsere Heimat bleibt, Georg."

„Das wird auch der Fall sein, dafern nicht —"

„Dafern nicht? Warum redest Du nicht aus?"

„Ich redete nicht aus, Mary, weil ich mich des Gedankens schämte, der eben in mir erwachte. Dafern ich nicht Ashlydyat erbe, wollte ich sagen."

„Ashlydyat! Aber, Georg, dieses Erbe könnte uns ja nur durch den Tod Deines Bruders Thomas zufallen!" sagte sie in ernstem Tone.

„Das ist wohl wahr. Ich sage deshalb auch, daß ich mich dieses Gedankens schäme, der mir übrigens ganz unwillkürlich einfiel. Ich hoffe von ganzem Herzen, daß Thomas bis in das höchste Greisenalter im Besitz bleibe. Wie wäre es, wenn wir Janet einen Besuch machten?" fuhr er fort. „Sie kann nicht ausgehen und wird sich, wie ich bestimmt weiß, sehr freuen, wenn wir kommen. Du bist wohl aber heute Abend schon müde, Mary?"

„O nein, durchaus nicht. Der Spaziergang wird mir Vergnügen machen, und übrigens möchte ich selbst Janet gern sehen."

Georg und Mary machten sich auf den Weg.

Es war jetzt gegen acht Uhr, der Abend schön und mondhell, und sie lenkten ihre Schritte Crosse-Street hinab. Es war dies derselbe Weg, den Thomas Godolphin, wie

der Leser sich erinnern wird, einmal gegangen, den einsamen Fußsteig hinauf und dann um die Bäume herum nach der dunkeln Ebene.

Nichts war den Gedanken Georg's und Mary's ferner gewesen als jener ominöse Schatten der dunkeln Ebene, der vermeinte Verkünder von Unglück für die Familie Godolphin.

Und dieser Schatten war jetzt da! Nie war er deutlicher und schärfer zu sehen gewesen, als er jetzt erschien.

Mary hatte ihn noch nie gesehen, und sie besann sich daher auch nicht sogleich darauf, was dieser Anblick bedeutete.

„Was ist das?“ fragte sie. „Was ist das für ein seltsames — ha! Georg, das ist ja der Schatten!“

Ihre Stimme war zu einem bangen Geflüster herabgesunken.

Georg schien der Muth ebenfalls entfallen zu sein. Er blieb erschrocken stehen und schaute mit stierem Blicke nach der angedeuteten Richtung.

„Georg, ist das wirklich der Schatten?“ fragte Mary.

„Ja, es ist der sogenannte Schatten, Mary“, sagte Georg, indem es ihm zugleich gelang, eine unbefangene Miene anzunehmen.

„Aber er muß doch durch irgend etwas geworfen werden!“ rief Mary.

„Ja wohl“, entgegnete Georg, „es kann nicht anders sein. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß wir früher oder später entdecken werden, wodurch er geworfen wird“, fuhr er in einem Tone fort, der jeden Verdacht einer ausweichenden Antwort beseitigen mußte.

Mary betrachtete mit klopfendem Herzen den Schatten und ließ ihren Blick über jede Umrißlinie der gespenstischen Erscheinung schweifen.

„Ich bin überzeugt, daß dieses Phänomen auf ganz natürlichen Ursachen beruht", fuhr Georg fort, indem er mehr mit sich als mit Mary sprach. „Wenn ich diese nur ergründen könnte! Ich möchte wissen, ob vielleicht der steinerne Bogen —"

Dicht an Mary's Seite ließ sich plötzlich ein lauter Schrei vernehmen. Derselbe ging, wie sich ergab, von Margery aus. Diese war auf ihrem Wege von Ashlydyat rasch den Fußsteig heraufgekommen und hatte eben so wie Georg und Mary plötzlich den Schatten erblickt.

„Was führt Sie denn heute Abend noch hierher?" rief sie in einem Tone, als ob sie es mit ihresgleichen oder vielmehr mit Leuten zu thun hätte, welche ihr gehorchen müßten. Niemals aber war sie in ihrem Herzen redlicher und liebreicher gesinnt, als wenn sie dieses schroffe Wesen annahm. „Und dies ist obendrein das erste Mal, daß Sie seit Ihrer Vermählung auf der dunkeln Ebene sind!" fuhr sie in großer Aufregung fort. „O Sir, Sie wissen, wie die Sage lautet, nämlich, daß, wenn der Schatten —"

Georg drehte sich, theils vor Zorn, theils vor Furcht bleich, mit gebieterischer Geberde nach Margery herum. Welchen Unsinn stand sie wohl im Begriff, in Gegenwart seiner jungen Gattin auszusprechen!

„Ihr vergeßt Euch, Margery!" sagte er in verweisendem Tone.

Margery's Augen waren auf den Schatten geheftet

und sie hob, wie von Furcht und Schmerz gefoltert, die Arme empor.

„Ich wollte darauf schwören, daß er vor einigen Minuten noch nicht da war“, sagte sie. „Ich war schon einmal hier, als mir einfiel, daß ich etwas in Ashlydyat vergessen, und ich kehrte um, es zu holen. In jenem Augenblicke aber war der Schatten noch nicht zu sehen.“

Drittes Kapitel.

Auf der bedeckten Terrasse vor dem Speisezimmer des sogenannten Bankhauses, in der Wärme des späten, lieblichen Frühlingsmorgens, umgeben von üppigen Gesträuchen und duftenden Blumen, während der grüne Rasenplatz sich vor ihr hinstreckte und das freundliche Zimmer mit seiner großen geöffneten Fensterthür und den Gemälden an den Wänden den Hintergrund bildete, stand Mary Godolphin.

Sie trug ein schlichtes nettes Morgengewand, wie sie sonst zu thun gepflegt, und ihr schönes Gesicht hatte noch nichts von seiner Schönheit, ja kaum etwas von seiner Jugend verloren.

Wer sie sah, würde geglaubt haben, daß kaum ein Monat nach der Rückkunft von ihrer Hochzeitsreise verflossen sei, und dennoch konnte die Zeit seit jenem Tage nicht blos nach Monaten, sondern nach Jahren gezählt werden.

Sechs und ein halbes Jahr waren seit ihrer Vermählung verflossen, und das kleine Mädchen, welches sie an der Hand hält, ist fünf Jahre alt.

Mary's Antlitz strahlt von Leben und Geistesfrische. Sie plaudert mit der Kleinen und mit Jonathan und David Jekyl ebenfalls; wer sie aber in einem unbeschäftigten Augenblick und mit ruhigem Antlitz gesehen hätte, würde einen feststehenden Ausdruck von Wehmuth darin entdeckt haben.

Dieser Ausdruck hatte seinen Grund in dem Verlust ihrer Kinder. Drei waren eins nach dem andern gestorben und dieses, das älteste, das einzige, welches ihr geblieben.

Es war ein wunderbar niedliches Geschöpf. Die nackten Beine lugten zwischen den befalbelten Höschen und den weißen Strümpfen hervor und die Kleine besaß die sanften braunen Augen ihrer Mutter und die goldenen Locken ihres Vaters.

Aber nicht blos die Augen hatte die Kleine von ihrer Mutter geerbt, sondern auch das sanfte, liebreiche Gemüth, und Margery, die es über sich gewonnen, Ashlydyat zu verlassen und die Wärterin von Georg's Kindern zu warten, pflegte zu sagen, sie habe es nie mit einem gutmüthigern Kind zu thun gehabt.

Sie hieß Mary, wie ihre Mutter, um aber möglichen Verwechselungen und Mißverständnissen vorzubeugen, nannte man sie Meta.

Jetzt hielt sie sich an die Hand ihrer Mutter, stellte sich auf die Zehen und machte es auf diese Weise möglich, über den marmornen Rand des Terrassengeländers hinwegzusehen.

„Donathan, warum hast Du heute nicht das große Ding mitgebracht?" rief sie.

Jonathan blickte schmunzelnd in die Höhe. Er hatte

kleine Kinder gern; er hörte es gern, wenn sie ihn Donathan nannten.

„Sie meint die Sense, Mistreß Godolphin“, sagte Jonathan.

„Ich weiß es wohl“, entgegnete Mary. „Das Gras braucht heute nicht gemäht zu werden, Meta. Meint Ihr nicht auch, David, daß diese Rosenbäume ein wenig zurückgeblieben sind?“

„Ich würde mich wundern, wenn sie besser gediehen wären“, brummte David. „Meilenweit in der Runde sind alle Rosenbäume zurückgeblieben, mit Ausnahme derer, welche in Treibhäusern gestanden haben. Bei dem kalten Frühling, den wir bis jetzt gehabt haben, möchte ich wissen, wie die Rosenbäume hätten gedeihen sollen.“

Jonathan sah sich um und sein Gesicht war im Vergleich mit dem David's förmlicher Sonnenschein zu nennen.

„Die Rosenbäume werden nun schon kommen, da wir endlich schönes warmes Wetter haben“, sagte er. „Ehe zehn Tage vergehen, sehen wir sie alle blühen. Die kleine Miß soll dann einen wunderschönen Strauß bekommen und ich werde vorher die Dornen von den Stielen schneiden.“

„Aber einen rechten großen, Donathan!“ rief die Kleine und begann, sich schon im voraus freuend, hin und her zu tanzen. Sie besaß eine ganz besondere Vorliebe für Rosen und Jonathan wußte das. Sie hatte diese leidenschaftliche Liebe für Rosen von ihrer Mutter geerbt.

„Was macht denn Eure Frau, David?“ fragte Mary.

„Ich habe nicht gehört, daß ihr etwas fehle“, entgegnete David phlegmatisch, ohne sich von dem Beet emporzurich-

ten. Er und Jonothan waren beide ziemlich an einer und derselben Stelle beschäftigt, und es ließ sich nicht leugnen, daß David mehr Arbeit verrichtete als Jonathan.

Die beiden Brüder hatten diesen Garten schon für Mr. Crosse in Ordnung gehalten, als dieser seine Wohnung noch in der Bank hatte. Ein Gleiches hatten sie für Thomas Godolphin und dessen Schwestern während der kurzen Zeit gethan, wo diese hier gewohnt.

Georg hatte jetzt ein vollständiges, ja fast mehr als vollständiges Dienerpersonal, welches recht wohl diesen kleinen Garten mit hätte besorgen können. Janet hatte dies auch angerathen, Georg aber, der nicht gern Aenderungen machte, fuhr fort, die Jekyls zu beschäftigen. Es geschah nicht oft, daß beide zugleich in dem Garten arbeiteten, wie es heute der Fall war.

„David", entgegnete Mary auf seine Bemerkung, „Ihr müßt aber doch wissen, daß Eure Frau oft kränklich ist; sie ist durchaus nicht sehr kräftig. Freilich ist sie dabei immer noch heiter und guter Dinge, und die Leute halten sie daher für gesünder, als sie ist. Sie ist ganz das Gegentheil von Euch, David", setzte Mary lächelnd hinzu. „Ihr sprecht und lacht nicht viel."

„Schwatzen und Lachen fördert die Arbeit nicht, habe ich immer gehört", entgegnete David.

„Ist es wahr, daß Euer Vater gestern gefallen ist und sich den Knöchel verrenkt hat?" fuhr Mary fort. „Ich hörte davon sprechen."

„Leider ist es wahr", brummte David.

„Es kam blos von seinem guten Glück her", sagte der immer heitere Jonathan. „Er war darüber so außer sich,

daß er Gaffer Thorpe's Stufen, wo er die Neuigkeit erzählen wollte, herunterpurzelte und auf den Knöchel fiel. Der Schaden ist nicht bedeutend. Unser guter alter Vater ist einmal so. Wenn er einmal ein wenig Glück hat, so ist er darüber gleich ganz aus dem Häuschen."

„Was für ein Glück hat er denn gehabt?" fragte Mary.

„Nun, er hat endlich das Geld bekommen, worauf er schon so lange gewartet hat. Wir hatten es alle schon aufgegeben, und mein Vater ängstete sich deswegen und fragte immer, was nun in seinen alten Tagen aus ihm werden solle. Und die Summe ist doch gar nicht groß."

„Nun, sechzig Pfund sind sechzig Pfund", brummte David.

„Ja, das ist wahr", stimmte Jonathan bei. „Unser Vater glaubt mit Hülfe dieses Geldes ein wenig besser leben zu können, als wenn er blos auf das angewiesen wäre, was seine Bienenstöcke, sein Garten und so weiter ihm einbringen. Er geberdete sich gestern Abend wie ein Kind und entwarf tausenderlei Pläne, was er mit dem Gelde machen wolle. Ich sagte ihm, er solle nur dafür sorgen, daß er es nicht wieder verlöre."

„Er mag es doch bei der Bank anlegen", sagte Mary. „Sagt ihm das, Jonathan. Da ist es ganz sicher und er bekommt es auch verzinst."

„Ich will es ihm sagen."

Mary sagte dies in der besten Meinung. Sie dachte sich im Geiste den alten Jekyl, wie er seine sechzig Pfund bei sich im Hause in einem alten Strumpfe verwahrte, so daß er leicht darum bestohlen werden konnte.

„Ja, Jonathan", setzte sie hinzu, „sagt ihm, er solle es herbringen und nicht länger im Hause behalten."

Mary's Worte wurden noch von einer andern Person gehört, von deren Nähe sie keine Ahnung hatte. Es war ihre Mutter Mistreß Hastings. Sie war durch einen Diener eingelassen worden und kam, ohne daß Mary etwas hörte, durch das Speisezimmer auf die Terrasse heraus.

Die Ohren der Kleinen hörten wie die aller Kinder sehr leise und sie drehte daher den Kopf herum und rief auf einmal laut und freudig:

„Großmama! Großmama!"

Mary sah sich um.

„O Mama, ich wußte nicht, daß Du hier bist!" rie sie. „Befindest Du Dich ganz wohl? Ich plauderte eben mit Jonathan und David und hörte Dich nicht kommen. Der alte Jekyl hat eine kleine Summe Geldes ausgezahlt erhalten. Ich sagte eben, er solle sie nicht im Hause behalten, wo sie ihm leicht gestohlen werden könnte, sondern lieber in der Bank anlegen."

Mistreß Hastings zog sich, ohne etwas hierauf zu entgegnen, in das Zimmer zurück und setzte sich.

Mary folgte. Es kam ihr vor, als sei ihre Mutter niedergeschlagen.

„Ja, Kind, das bin ich auch", antwortete Mistreß Hastings auf die Frage, welche Mary deshalb an sie richtete. „Wir haben heute morgen Nachricht von Reginald erhalten, aber dieselbe ist nicht gut. Er hat sich in eine unangenehme Geschichte verwickelt und es hat ein paar hundert Pfund gekostet, um ihn loszumachen. Natürlich müssen wir den Schaden tragen."

Mary's heitere Miene schwand.

„Dieser Reginald ist doch ein unglücklicher Mensch", sagte sie. „Er scheint fortwährend in schlimme Situationen zu gerathen."

„Ja, das ist auch so", entgegnete Mistreß Hastings. „Wir dachten, zur See würde es anders und besser werden, aber wie es scheint, haben wir uns geirrt. Das Schiff war noch in Kalkutta, doch erwarteten sie täglich nach England unter Segel zu gehen."

„Was hat er denn gemacht?" fragte Mary.

„Das verstehe ich selbst nicht recht", entgegnete Mistreß Hastings. „Ich habe seinen Brief gelesen, aber dadurch auch keine sonderliche Aufklärung erhalten. Derselbe enthielt größtentheils Ausdrücke der Zerknirschung und Besserungsgelöbnisse. Der Kapitän hat auch an Papa geschrieben, aber diesen Brief habe ich nicht zu lesen bekommen. Papa verweigerte mir ihn, höchst wahrscheinlich, weil er mir Aerger und Kränkung ersparen wollte. Er vergißt aber dabei, daß die Ungewißheit die Einbildungskraft erst recht in Thätigkeit setzt und Befürchtungen heraufbeschwört, welche wahrscheinlich schlimmer sind als die Wirklichkeit."

„Mit den Jahren wird Reginald schon gesetzter werden", bemerkte Mary. „Mag übrigens die Sache sein, wie sie wolle, so wird sie dadurch, daß wir uns darüber härmen, nicht besser."

„Das ist wohl wahr", entgegnete Mistreß Hastings; „aber", setzte sie mit wehmüthigem Lächeln hinzu, „wenn Deine Kinder so alt sein werden wie die meinigen, Mary, dann wirst Du auch einsehen gelernt haben, wie unmöglich

es für eine Mutter ist, sich nicht zu härmen. Hast Du das alte Sprichwort vergessen: Wenn unsere Kinder jung sind, treten sie uns auf die Füße, wenn sie aber älter werden, treten sie uns auf's Herz, oder: Kleine Kinder, kleine Noth, große Kinder, große Noth?"

Die kleine Meta trat in diesem Augenblick ihrer Großmutter wirklich auf die Füße, weil sie sich ihr soviel als möglich zu nähern suchte, um ihr zu erzählen, daß Donathan ihr versprochen habe, ihr, sobald die Rosen blühten, einen großen Strauß zu schenken, nachdem er vorher die Dornen abgeschnitten hätte.

„Komm her zu mir, Meta", sagte Mary. Sie sah, daß ihre Mutter nicht aufgelegt war, sich mit der Kleinen zu beschäftigen, und nahm diese daher selbst auf den Schooß. „Mama", fuhr sie fort, „ich stand eben im Begriff, eine keine Spazierfahrt zu machen. Würde es nicht für Dich wohlthätig sein, wenn Du mich begleitetest?"

„Ich habe nur heute Morgen nicht viel Zeit übrig", sagte Mistreß Hastings. „Willst Du denn weit fahren?"

„Ich kann weit oder nicht weit fahren, ganz wie es Dir beliebt", entgegnete Mary. „Wir haben einen neuen Wagen, und Georg sagte mir beim Frühstück, ich sollte ihn versuchen und sehen, wie er mir gefiele."

„Einen neuen Wagen!" entgegnete Mistreß Hastings mit dem Ausdruck der Ueberraschung. „Hattet Ihr denn nicht schon genug Wagen, Mary?"

„Allerdings glaube ich das, Mama. Georg war aber vorige Woche in London, sah dort diesen Wagen, fand Gefallen daran und kaufte ihn."

„Mich geht die Sache durchaus nichts an, Kind, aber

ich weiß, daß Ihr keinen neuen Wagen gebraucht hättet. Was ist es denn für einer?"

„Ein sehr schöner und geräumiger, eine Art Barouche. Es wird Dir ganz gewiß sehr zuträglich sein, wenn Du ein wenig mit mir ausfährst. Wenn Du mich begleiten willst, so kann ich sofort anspannen lassen, Mama."

Mistreß Hastings antwortete nicht sogleich. Sie schien in Gedanken versunken zu sein. Nach einer Weile richtete sie den Kopf wieder empor und sah Mary an.

„Liebes Kind", sagte sie, „ich bin schon lange mit dem Gedanken umgegangen, einen gewissen Gegenstand mit Dir zu besprechen, und ich glaube, es wird am besten sein, wenn ich es jetzt thue. Streng genommen geht mich, wie ich selbst sage, die ganze Sache nichts an, aber doch kann ich nicht umhin, in Deinem Interesse besorgt zu sein."

Mary ward unruhig. Diese Einleitung erschien ihr ein wenig furchtbar.

„Ich habe die Sache schon oft mit Deinem Papa besprochen, und wir sagen dann immer" — hier lächelte Mistreß Hastings, wie um ihren Worten den verletzenden Stachel zu benehmen — „daß wir alte Köpfe auf junge Schultern setzen können möchten, nämlich auf die Deinigen und die Deines Mannes."

„Aber warum?" rief Mary.

„Liebes Kind, wenn Ihr alte Köpfe hättet, so würdet Ihr, glaube ich, einsehen, wie unrecht Ihr daran thut — ich sage dies blos in Deinem eigenen Interesse, Mary — einen so großen und kostspieligen Haushalt zu führen. Derselbe muß hier weit mehr kosten als der Deines Schwagers und Deiner Schwägerinnen in Ashlydyat."

„Ja, das glaube ich auch", sagte Mary.

„Wir wissen allerdings nicht, wieviel die Einkünfte Deines Gatten betragen —"

„Das weiß ich selbst nicht", sagte Mary, denn ihre Mutter machte eine Pause und sah sie an, als ob sie ihr Gelegenheit geben wollte, die erwünschte Auskunft zu ertheilen. „Ueber Geld- oder Geschäftsangelegenheiten spricht Georg niemals mit mir."

„Na, mag das Einkommen so groß sein, als es will", hob Mistreß Hastings wieder an, „so sind wir der Meinung, daß es bis auf den letzten Heller aufgeht. Wie viel besser wäre es, wenn Ihr auf weniger glänzendem Fuße lebtet und etwas spartet."

„Ja, dieser Meinung bin ich auch", stimmte Mary bei. „Es gibt, wenn ich Dir die Wahrheit gestehen soll, Mama, Augenblicke, wo ich sehr nachdenklich werde und über den Aufwand, den wir machen, förmlich erschrecke. Dann aber bedenke ich wieder, daß Georg seine Umstände und Hülfsquellen besser kennen muß als ich. Der Aufwand ist von ihm so angeordnet, nicht von mir."

„Georg ist sehr leichtsinnig", sagte Mistreß Hastings bedeutsam.

„Aber, Mama, wenn er am Ende eines Jahres fände, daß der Aufwand, den wir gemacht, größer wäre, als er sein sollte, so würde er denselben für das nächste Jahr ganz gewiß beschränken. Der Umstand, daß er dies nicht thut, beweist, daß seine Mittel es ihm erlauben."

„Ich sage und denke auch nicht, Mary, daß seine Mittel es ihm nicht erlauben. Ich setze keineswegs voraus, daß er mehr verthut, als er einnimmt. Ihr könntet aber recht wohl

für die Hälfte Eures Aufwands leben und Euch dabei ebenso behaglich, ja vielleicht noch behaglicher befinden. Diener, Wagen, Pferde, Toilette, Tischgesellschaften — Ihr müßt ein fürchterliches Geld ausgeben!“

„Ja, das ist allerdings der Fall“, entgegnete Mary. „Aber, Mama, Du weißt vielleicht nicht, daß Georg mit Thomas einen gleichen Antheil an dem Ertrage des Geschäfts hat. Als Mr. Crosse austrat, sagte Thomas zu meinem Gatten, daß es für die Zukunft so gehalten werden solle.“

„Wirklich? Ja, es gibt nicht Viele wie Thomas Godolphin; aber Mary, wie groß auch Euer Einkommen sein möge, so bleibe ich doch dabei, daß Ihr auf zu großartigem Fuße lebt. Bedenke wohl, liebes Kind, daß Du kein eigenes Vermögen besitzest. Je mehr Du sparst, desto besser wird es für Deine Kinder sein. Du kannst deren noch viele bekommen.“

„Ich werde nächstens einmal mit Georg darüber sprechen“, sagte Mary nachdenklich.

Natürlich waren die letztverflossenen sieben Jahre nicht vergangen, ohne ihre Veränderungen mit sich zu bringen. Mr. Crosse war aus dem Bankgeschäft ausgeschieden, und Thomas Godolphin erkannte in seiner noblen Weise seinen Bruder sofort als gleichberechtigten Geschäftstheilhaber an.

Bisher war er dies nicht gewesen, auch hatte Sir Georg bei Lebzeiten nicht beabsichtigt, daß dies so bald der Fall sein solle. Das Hauswesen in Ashlydyat kostete mehr zu erhalten als die bescheidene Art und Weise, auf welche, wie man glaubte, Georg in dem Bankhause leben würde,

und Thomas Godolphin war einmal der erste Repräsentant der Familie.

Gleichwohl aber war letzterer durchaus keiner Handlungsweise fähig, welche im entferntesten an Habgier oder Gemeinheit grenzte. Sie waren die Söhne eines und desselben Vaters, und obschon ein Unterschied in den Jahren bestand und Thomas das Haupt der Godolphins war, so räumte er doch Georg einen Antheil an dem Geschäft ein, welcher ebenso groß war wie der seinige.

Es war gut, daß er dies that, denn sonst wäre Georg vielleicht auf allerlei Abwege gerathen. Von einem ruhigen, stillen Leben schien er keinen Begriff zu haben. Hätte er den großen Beutel des Fortunat besessen, der, wie das Märchen erzählt, keinen Boden hatte und stets mit Gold gefüllt war, so hätte er in Bezug auf Geldausgaben nicht leichtsinniger sein können.

Uebrigens behauptete auch das Gerücht, er habe sich, trotzdem daß er nun schon seit mehreren Jahren verheirathet war, die Hörner immer noch nicht abgelaufen, und das Hörnerablaufen ist bekanntlich eine Procedur, die viel Geld kostet.

Der einzige Mensch in ganz Priors Ash, welcher Georg für gut und fromm ansah, war Mary, seine junge Gattin. Es war auch recht gut, daß dies so war.

So verschwenderisch Georg auch mit dem Gelde umging, so hegte doch Niemand Verdacht, daß er mehr ausgebe, als sein Einkommen betrüge. Gesetzte Leute, wie zum Beispiel der Rector von Allerseelen und seine Gattin, sagten wohl zu einander, es sei sehr zu beklagen, daß Georg nicht bedacht sei, etwas für seine Familie zu sparen; denn

so groß auch das durch das Bankgeschäft gewährte jetzige und künftige Einkommen sein mochte, so erschien es doch nicht überflüssig, wenn ein Theil davon zurückgelegt würde.

Thomas hätte seinen Bruder darauf aufmerksam machen können, und man wollte wissen, daß er dies auch gethan, Georg aber diese Ermahnung unbeachtet gelassen habe.

Die Sache verhielt sich aber nicht so. Wie oft auch Janet sich vielleicht veranlaßt sah, ihrem jüngern Bruder den Text zu lesen, so geschah dies von Thomas doch niemals. Es lag nicht in seiner Art, sich in die Angelegenheiten eines Andern zu mischen, oder den Mentor zu spielen, und übrigens war er der stillen, aber festen Ueberzeugung, daß Georg ihm sehr bald als Erbe von Ashlydyat folgen würde.

Diese Ueberzeugung beruhte auf seinem innern Gefühl und auf seinem unsichern Gesundheitszustand. Es war möglich, daß er sich irrte, er selbst aber glaubte dies nicht. Wenn dann Georg Ashlydyat besaß und das doppelte Einkommen von der Bank bezog, wo lag dann die Nothwendigkeit vor, ihm die Räthlichkeit des Sparens einzuschärfen?

Mr. Hastings, dem Rector, hatten seine Söhne vie zu schaffen gemacht, und zwar insofern, als sie sich geweigert, die Berufswege zu betreten, die er für sie ausersehen.

Isaak, der älteste, welchen er für das geistliche Fach bestimmt, hatte, als es so weit kam, erklärt, daß er sich mit dieser Carrière nicht befreunden könne. Nachdem er sich über ein Jahr lang unthätig herumgetrieben, gewann er seine Schwester Mary für sein Interesse; diese bere-

dete ihrerseits Georg, und Isaak trat demzufolge als Comptoirist in das Bankgeschäft ein, in welchem er jetzt einen einträglichen Posten bekleidete, denn der Schwager eines Theilhabers der Firma ward natürlich so rasch als möglich befördert.

Er war jetzt ein schöner junger Mann von dreiundzwanzig Jahren, fleißig, solid und in den Geschäften gewandter, als man es von seinen Jahren erwartet hätte. Viele waren deshalb der Ansicht, daß er in materieller Beziehung sehr wohl gethan habe, die ungewissen Aussichten, welche die theologische Carrière bietet, gegen eine Comptoiristenstelle in dem Geschäft der Godolphins zu vertauschen. Vielleicht trat er mit der Zeit selbst einmal als Theilhaber ein.

Reginald, der zweite Sohn des Rectors, hatte sich ebenfalls geweigert, den für ihn ausersehenen Beruf zu wählen. Es war ihm eine Anstellung im Staatsdienste versprochen, ja sogar angeboten worden, aber er wollte von nichts Anderem hören, als vom Seemannsleben.

Dies gab seinem Vater Grund zu großer Unzufriedenheit. Mr. Hastings wäre es nicht eingefallen, einen Knaben zum Studium der Theologie zu zwingen oder ihm dasselbe auch nur zu gestatten, dafern er nicht Anlagen und Liebe dazu besessen, und Isaak hatte daher in dieser Beziehung einen ziemlich leichten Stand gehabt; ebenso wenig aber fiel es ihm ein, bei einem Sohne den Hang zum Müßiggang zu fördern.

Reginald behauptete allerdings, als Staatsbeamter würde er ein weit unthätigeres Leben führen, als wenn er zur See ginge, und insoweit hatte er Recht. Seine

Mutter aber hegte einen fürchterlichen Abscheu vor dem Seemannsleben, wie dies bei Müttern in der Regel der Fall zu sein pflegt. Sie erklärte sich daher, und ihr Gatte that dasselbe, entschieden gegen Reginald's Seemannsvisionen, welchen er übrigens sich schon von seinen frühesten Jahren an hingegeben.

Sein Wille und seine Neigung waren auch so stark, daß sie den ihm entgegengesetzten Widerstand besiegten. Das Staatsdieneramt ward mit Dank abgelehnt und Reginald ging zur See, nicht als Soldat oder Matrose der Kriegsflotte, sondern auf einem Kauffahrteischiff. Die Lehre, in welche er eintrat, war eine gute, aber auch eine sehr kostspielige. Die Prämie, die er bezahlen mußte, war bedeutend, seine Equipirung kostete viel und die jährliche Summe, die er gebrauchte, solange er Midshipman war, betrug ebenfalls nicht wenig.

Gegen die letztere machte sein Vater allerhand Einwendungen, Reginald aber antwortete, er müsse doch auch bekommen, was seine übrigen Kameraden hätten. Dabei machte er auch noch dann und wann kleine Schulden, die sein Vater ebenfalls bezahlen mußte.

Harry, der dritte Sohn, befand sich jetzt auf der lateinischen Schule. Er hatte aus freiem Antriebe den Dienst der Kirche zu seinem Berufe gewählt und bereitete sich nun darauf vor.

Grace war verheirathet, und Rosa wuchs zu einer eben so schönen und anmuthigen Jungfrau heran, wie Mary gewesen.

„Mary", sagte Mistreß Hastings, „wenn ich einmal heute mit Dir ausfahren soll, wollen wir dann nicht

Mistreß Averil einen Besuch machen? Ich habe sie schon seit längerer Zeit einmal zu sehen gewünscht."

„Mit dem größten Vergnügen", entgegnete Mary. „Wir können ja ebenso gut eine weite Spazierfahrt machen, als eine kurze. Dann müssen wir aber auch sofort aufbrechen."

Mit diesen Worten zog sie die Klingel, um Befehl zum Anspannen des Wagens zu geben und Margery zu rufen, welche die kleine Meta in ihre Obhut nehmen sollte. Meta, welche diesen Streich schon früher gespielt, riß sich plötzlich von Mary los und rannte in das Privatkabinet des Geschäftslokals, dessen Thür sie öffnen gelernt.

Georg war glücklicherweise allein. Er stellte sich sehr erzürnt, und Margery schalt die kleine Ausreißerin ebenfalls tüchtig aus. Georg saß an einem Tische über Geschäftsbücher gebückt, in unzufriedener Stimmung und mit gerunzelter Stirn.

Sein erheuchelter Zorn hielt nicht lange Stand, denn schon im nächsten Augenblick hob er die Kleine auf sein Knie und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen. Dann trug er sie wieder in das Speisezimmer zu Mary.

„Was soll ich mit diesem ungezogenen Kind anfangen?" fragte er. „Sie kam zu mir hineingestürzt wie ein grimmiger Löwe. Ich glaube, ich muß einen wirklichen Löwen kaufen und ihn auf Meta loslassen, wenn sie wieder einmal ungerufen in mein Kabinet kommt. Vor dem Zerreißen wird sie sich schon fürchten."

„O Du läßt mich gewiß von keinem Löwen anrühren, Papa", rief Meta zuversichtlich lachend.

„Du garstiges Kind!" rief Georg, aber Meta's Strafe bestand blos darin, daß er sie noch mehr küßte.

„Wir stehen im Begriff, einen Besuch bei Mistreß Averil zu machen, Georg", sagte Mary. „Kannst Du uns vielleicht begleiten? Es ist ziemlich lange her, daß Du das letzte Mal dort warst, und Du weißt, wie sehr sie sich freuen würde, Dich zu sehen."

„Ich kann nicht", entgegnete Georg. „Thomas ist heute Morgen nicht gekommen."

Mary sah ihn bedeutsam an, als ob sie sagen wollte, er könne schon mitkommen, wenn er sonst Lust hätte. Georg beantwortete den Blick.

„Es ist wirklich unmöglich, Mary. Thomas bleibt überhaupt seit einiger Zeit sehr oft aus dem Geschäft weg. Wahrscheinlich glaubt er, ich könne als der jüngere Compagnon auch die Arbeiten des Directors mit verrichten. Nimmst Du Meta mit?"

Mary hatte eigentlich nicht diese Absicht und sah das Kind unentschlossen an. Margery, welche stets zu sagen pflegte, was ihr einfiel, mischte sich ein.

„Wenn Sie die Kleine nicht mitbringen, Mistreß Godolphin, so wird es Mistreß Averil Ihnen keinen Dank wissen. Erzählten Sie mir nicht das letzte Mal, sie habe geweint, weil Sie Miß Meta nicht mitgebracht hatten? Ich sollte meinen, die Wünsche einer Kranken verdienten ein wenig berücksichtigt zu werden."

„Wenn ich Meta mitnehme, so muß ich auch Euch mitnehmen, Margery", entgegnete Mary. „Ich kann sie nicht im Wagen beaufsichtigen."

„Nun, auf mich sollen Sie nicht lange zu warten brau-

chen“, antwortete Margery. „Mein Hut ist bald aufgesetzt und mein Tuch bald umgenommen. Komm, Kind! Ich will Dich rasch ankleiden.“

Und mit diesen Worten entfernte sie sich mit Meta, ohne erst weiter auf Erlaubniß zu warten.

Georg trat hinaus auf die Terrasse, um zu sehen, was Jonathan und David machten. Mary benutzte diese Gelegenheit, um ihm von den sechzig Pfund zu sagen, welche der alte Jekyl so unverhofft bekommen, und daß sie gerathen, dieses Geld bei der Bank anzulegen.

„Was ist das für Geld? Wo ist es her?“ fragte Georg die beiden Brüder.

„Es wurde meinem Vater vor drei Jahren von unserm verstorbenen Onkel hinterlassen“, entgegnete Jonathan. „Die Advocaten konnten sich aber nicht einigen und das Legat ward nicht ausgezahlt. Vor kurzem endlich ist der Proceß entschieden worden und unser Vater hat Nachricht erhalten, daß die sechzig Pfund zur Auszahlung an ihn bereit liegen.“

„Nun, dann sagt ihm, daß wir es aufheben und verzinsen werden, wenn er es bei uns anlegen will“, sagte Georg.

„Schön, ich werde es ihm sagen, Sir, und er wird das Geld auf jeden Fall zu Ihnen bringen.“

Es dauerte nicht lange, so fuhr der Wagen vor, und Mary machte sich mit ihren Begleiterinnen bereit, einzusteigen.

Es war ein schöner Wagen, und selbst Mistreß Hastings gestand dies zu. Georg kam mit heraus. Mary's Hand zögerte beim Abschied in der seinigen.

„Ich wollte, Du begleitetest uns, Georg", flüsterte sie, indem sie sich nochmals aus dem Wagen neigte.

„Heute kann ich nicht. Ein andermal."

Obschon Mary beinahe sieben Jahre vermählt war, so gab es doch in der Welt für sie nichts Höheres als Georg Godolphin. Sie liebte, achtete und verehrte ihn. Ihr Vertrauen zu ihm war bis jetzt durch nichts erschüttert worden. Die Geschichtchen, die man sich dann und wann in Priors Ash erzählte und bei welchen Georg's Name genannt ward, waren nie zu Mary's Ohren gekommen.

Es war eine lange Spazierfahrt, denn sie betrug nicht weniger als sieben (englische) Meilen.

Die ehrenwerthe Mistreß Averil, welche ziemlich bejahrt und sehr kränklich war, freute sich über den Besuch nicht wenig. Mary und ihre Mutter mußten zwei bis drei Stunden dableiben, und es war daher ziemlich spät, als sie nach Priors Ash zurückkehrten.

Dicht vor der Stadt begegneten sie einer Cavalcade, die aus mehreren Damen, einigen Herren und einigen Dienern bestand. Ein wenig getrennt von den Uebrigen, in der Mitte der Gesellschaft und den Dienern, ritten ein Herr und eine Dame neben einander. Sie lachten heiter und schienen auf sehr vertrautem Fuß mit einander zu stehen. Die Dame saß ausgezeichnet gut zu Pferde. Sie war ein wenig stärker, aber nicht weniger schön als an dem Tage, wo wir sie zuerst sahen, nämlich bei Eröffnung der Fuchsjagd, denn es war Niemand anders als Charlotte Pain.

Ihr Begleiter, der lebenslustige Georg, denn dieser war es, hatte sich halb auf seinem Pferde herumgewendet, sodaß seine blonden Locken sich Charlotte zuneigten.

„Papa! Papa!“ schrie Meta freudig.

Georg drehte sich schnell herum, aber der Wagen war schon vorbei. Georg war so eifrig beschäftigt gewesen, sich angenehm zu machen, daß er den Wagen gar nicht gesehen hatte. Charlotte aber hatte ihn gesehen und sich gegen Mary mit einem Blick kaltblütigen, ruhigen Triumphs verneigt, als ob sie sagen wollte: „Du sitzest allein und Dein Gatte leistet mir Gesellschaft!“ Wenigstens sah dies für Jeden, der eine etwas lebhafte Phantasie hatte, ganz so aus.

Mary hatte aber keine lebhafte Phantasie und erwiderte die Verbeugung durch ein freundliches Lächeln. Sie erblickte, als Georg sich herumdrehte, sein Auge, und die Freude röthete ihre Wange.

Georg nickte ihr vertraulich zu und hob den Hut.

„Das war Papa, nicht wahr, liebes Kind?“ sagte Mary, indem sie sich zu ihrem Töchterchen hinüberneigte.

Dabei aber bemerkte sie nicht, daß Margery bei dem Anblick von Georg's Begleiterin in eigenthümlicher Weise den Kopf emporwarf, und ebenso wenig, daß die Züge ihrer Mutter einen unverkennbar ernsten Ausdruck annahmen, obschon derselbe sofort wieder verschwand.

Schon seit längerer Zeit waren in Priors Ash in Bezug auf Georg Godolphin und Charlotte Pain allerlei Gerüchte umgelaufen, aber man hätte meinen sollen, Mistreß Hastings und Margery würden nicht sonderlich auf dergleichen Geschwätz achten, da sie ja wußten, wie ungegründet und haltlos dergleichen Gerüchte in der Regel sind.

Viertes Kapitel.

Die Salons in Lady Godolphin's Folly strahlten von Licht und wimmelten von Leben und Gesellschaft.

Die Veralls wohnten noch hier. Lady Godolphin hatte ihnen noch nicht gekündigt, trotzdem aber verbrachten sie ihre Zeit hier nicht mehr so fast ausschließlich wie früher. London oder ein anderer Ort schien sie für den größern Theil des Jahres in Anspruch zu nehmen. Einmal ließen sie sich beinahe ein ganzes Jahr lang gar nicht sehen. Zuweilen war bloß Mistreß Verrall ohne ihren Gatten da, jetzt dagegen war nur letzterer zugegen und seine Gattin befand sich, wie es hieß, in einem Seebad.

An dem Tage, von welchem wir jetzt sprechen, war eine größere Tischgesellschaft — lauter Herren — eingeladen worden. Es geschah nicht oft, daß Mr. Verrall eine solche Tischgesellschaft gab, aber wenn es geschah, so zeigte er sich dabei sehr nobel, sodaß selbst Georg Godolphin keine bessern Diners gab.

Der einzige der geladenen Gäste, welcher ausgeblieben, war Thomas Godolphin. Dieser nahm überhaupt die Einladungen in der Folly nur selten an.

Wenn es einen Mann gab, welchem Mr. Verrall mehr als einem andern in der ganzen Umgegend Verehrung und Achtung zu zollen geneigt schien, so war dies eben Thomas Godolphin. Gleichwohl lehnte dieser die an ihn ergehenden Einladungen größtentheils ab, obschon auf eine Weise, welche nicht im mindesten beleidigen oder verletzen konnte. Er liebte ein stilles, ruhiges Leben, besonders weil seit einiger Zeit seine Gesundheit nicht die beste war, und obschon er selbst Tischgesellschaften geben und die Georg's zuweilen aus Geschäftsrücksichten besuchen mußte, so waren doch seine Freunde in der Regel billig denkend genug, um ihn zu entschuldigen, wenn er sich von den ihrigen größtentheils fern hielt.

Diesmal jedoch hatte er Mr. Verrall's dringenden persönlichen Bitten nachgegeben und versprochen, zu kommen. Aber selbst dieses Versprechen ward, wie sich ergab, nicht gehalten. Die sämmtlichen übrigen Gäste waren beisammen und man wartete blos noch auf Mr. Thomas Godolphin, um sich zur Tafel zu setzen, als plötzlich ein in aller Eile geschriebenes Billet von Janet eintraf.

Ihr Bruder, schrieb sie, sei plötzlich beim Ankleiden unwohl geworden und fühle sich gänzlich außer Stande zu kommen.

Man mußte demgemäß ohne ihn diniren.

Jetzt war das Diner vorüber. Die meisten der Gäste hatten sich in die Salons begeben, und diese waren nun, wie ich schon oben bemerkte, erfüllt von Licht, von dem Gesumme vieler Stimmen und von Hitze. Einige wenige waren nach Hause gegangen, einige hatten sich Cigarren angezündet und spazierten draußen vor den Fenstern des

Speisezimmers in dem hellen Mondschein auf und ab, einige tranken Kaffee und etliche machten Charlotte Pain den Hof.

Sie ist jetzt Mistreß Pain, wie man sich entsinnen wird, hat aber, seitdem wir sie das letzte Mal gesehen, bereits Trauer um ihren Gatten getragen und ist nun wieder frei.

Ungefähr vier Jahre nach ihrer Vermählung stand die Anzeige von Rodolf Pain's Tod in öffentlichen Blättern.

Es war damals Niemand von den Verralls in der Folly, Charlotte aber kam fast unmittelbar darauf an, um ihren Schmerz in Einsamkeit und Zurückgezogenheit auszuweinen.

Als die Trauerzeit vorüber war, begann sie ein noch heitereres Leben als zuvor. Sie hielt sich mehr Pferde und Hunde, sie setzte Priors Ash durch ihre abenteuerlichen Costüme in Erstaunen, kurz, sie machte sich, wie man zu sagen pflegt, flotter als je.

Während ihres Ehestandes hatte sie die Umgegend nie besucht, schien aber nun sich vorgenommen zu haben, das Versäumte nachzuholen, denn sie war fortwährend auf Besuch.

Wenn die Verralls — eins oder beide — nicht da waren, so blieb Charlotte in der Folly und spielte die Herrin. Sie hielt dann hier ihren Hof, gab Gastereien oder besuchte dergleichen.

Das Gerücht behauptete, sie hätte von ihrem Gatten ein bedeutendes Vermögen geerbt und bestritte mit Mr. Verrall den Aufwand des Hauswesens in der Folly zu gleichen Theilen.

Dabei gelang es ihr so ziemlich, unversehrt zwischen den Klippen der Verleumdungssucht hindurchzusteuern. In der letzten Zeit allerdings hatten die Leute gesagt, Mr. Georg Godolphin fände sich in der Folly häufiger ein, als er nöthig hätte. Dabei aber wußte man auch, daß Georg und Mr. Verrall auf dem vertrautesten Fuße mit einander standen, und letzterer war in der jüngsten Zeit mehrere Wochen hinter einander in der Folly anwesend gewesen. Georg wünschte natürlich, daß es hieße, seine Besuche gälten Mr. Verrall.

Charlotte war in der ganzen Umgegend ziemlich beliebt und zwar nicht blos bei den Herren, sondern auch bei den Damen.

Strahlend erscheint sie heute Abend in ihrem weißseidenen Kleid mit dem silbernen Muster. Es ist eine wahrhaft schöne Toilette, aber eine etwas weniger brillante wäre für diese Gelegenheit passender gewesen.

Bei Tafel war sie nicht mit gewesen, und es war daher nicht die geringste Nothwendigkeit für sie vorhanden, sich auf diese Weise zu schmücken, um die Gäste in dem Salon zu empfangen. Sie war aber gewohnt, stets zu thun, was ihr beliebte, und in Bezug auf die Toilette sowohl als in andern Dingen sich an Herkommen und Gebrauch ebenso wenig zu kehren als an die öffentliche Meinung.

Ihr Haar ist aus dem Gesicht zurückgestrichen und in künstlicher Weise, mit einer weißen und silbernen Schleife verziert, um den Kopf gewunden. Weiße und silberne Zierathen schmücken ihren Hals und ihre Arme, und in ihrer Hand trägt sie ein ausgewähltes Bouquet von weißen Treibhausblumen als Spielzeug.

In dem gegenwärtigen Augenblick jedoch liegt das Bouquet auf dem Tische, an welchem sie mit darauf gestütztem Ellbogen sitzt. Sie kokettirt mit einem weißen und silbernen Fächer, den sie langsam vor ihrem Gesicht hin und her bewegt, und ihre funkelnden Augen betrachten über den Rand des Fächers hinweg einen Herrn, welcher mit der Kaffeetasse in der Hand vor ihr steht und sich zu ihr herabneigt.

Georg Godolphin ist es nicht, obschon der Leser dies vielleicht vermuthet hat.

Soviel die Welt sah, achteten Georg und Charlotte in ihrem Verkehr mit einander die Gebote des Anstandes und der Sitte in so hohem Grade, als man nur verlangen konnte, und Niemand wußte, wodurch zu den kleinen Skandalgeschichten, die man sich in Priors Ash unter sich erzählte, eigentlich Anlaß gegeben ward. Ebenso wie Georg plauderten und lachten auch noch viele andere Herren mit Charlotte Pain, ritten mit ihr aus und machten ihr den Hof.

Der Herr, welcher jetzt vor ihr steht, scheint ihr ebenfalls den Hof zu machen. Es ist ein langer, schöner Mann von achtunddreißig Jahren, mit scharf geformten Zügen und dunklen leuchtenden Augen. Er ist der Neffe jener Mistreß Averil, bei welcher Mary und ihre Mutter einen Besuch abstatteten. Er ist seit beinahe drei Jahren nicht in dieser Gegend gewesen und sieht jetzt Charlotte, seitdem sie Mistreß Pain heißt, in Priors Ash zum ersten Male.

Was verspricht sich Charlotte, wenn sie so mit ihm liebelt und ihn durch ihre Reize zu fesseln sucht, wie sie augenscheinlich thut? Gedenkt sie wieder zu heirathen und

ihn zu erobern, wie sie einmal Georg Godolphin zu erobern gedachte? Schwerlich.

Ein Herr in der Nachbarschaft, welcher sich und sein Vermögen zu Charlottens Füßen gelegt — und weder das Vermögen noch der Mann waren zu verachten — war mit der Versicherung zurückgewiesen worden, daß sie niemals wieder heirathen würde, und Charlotte sagte dies mit einer Miene, welche keinen Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit gestattete.

Sie liebte ihre Freiheit zu sehr und wußte ohne Zweifel recht wohl, daß ihr diese von keinem Ehemann wieder in so unbeschränktem Maße eingeräumt werden würde, wie von dem armen Rodolf Pain geschehen.

Der Herr, der jetzt mit der Kaffeetasse vor ihr steht und mit ihr spricht, begeht dabei eine Menge Verstöße, welche der Leser aus dem nachstehenden Gespräch sehr bald ersehen wird.

„Ja, ich finde, daß in meiner Abwesenheit sich Vieles geändert hat“, bemerkte er; „Menschen und Dinge. Die Zeit läßt ihre Spuren zurück, wenn auch nur erst drei Jahre vergangen sind, Mistreß Pain. Wenn Sie mir die Bemerkung gestatten, so möchte ich sagen, daß Sie beinahe die einzige Person sind, an welcher die Zeit keine Veränderung, es wäre denn zum Bessern, bewirkt hat.“

„Sie haben Ihr Talent zur Schmeichelei noch nicht verloren, wie ich bemerke, Mylord“, entgegnete Charlotte.

„O, ich schmeichle durchaus nicht, sondern spreche in völligem Ernste“, antwortete der Lord und er meinte es auch wirklich aufrichtig. Er war ein Bewunderer der Schönheit, er bewunderte folglich auch Charlottens Schön-

heit, aber Schmeichelei war ihm fremd. Auch hatte er jetzt keine weitere Absicht, als zehn Minuten des Abends mit Charlottens Hülfe auf angenehme Weise hinzubringen, ehe er sich wieder entfernte. Wenn Charlotte etwas Anderes vermuthete, so irrte sie sich, denn seine Neigungen und Hoffnungen gehörten einer Person, die von Charlotte Pain sehr verschieden war.

„Ich dächte auch, es müßte noch weit länger her sein, daß ich Sie das letzte Mal sah", hob Lord Averil wieder an. „Es müssen, sollte ich meinen, beinahe sieben Jahr sein. Sie kehrten, wenn ich mich recht entsinne, nachdem Sie Priors Ash nach ihrer Verheirathung verlassen, nicht dahin zurück."

„Nein, ich kehrte allerdings nicht dahin zurück", entgegnete Charlotte, „aber Sie haben mich dennoch seit jener Zeit gesehen, Lord Averil. Ihr Gedächtniß scheint Ihnen nicht ganz treu zu sein. Erinnern Sie sich nicht, daß Sie mich zu London in Rotten-Row anredeten? Es war nicht lange, nachdem Sie Ihre Gemahlin verloren hatten."

Beabsichtigte Charlotte, dem Lord durch diese Bemerkung einen Stich in das Herz zu versetzen? In der That ward er feuerroth, während er sich jener Begegnung zu entsinnen suchte.

„Ja, ich glaube, ich besinne mich", sagte er langsam. „Es war kurz zuvor, ehe ich ins Ausland reiste. Ja, jetzt erinnere ich mich ganz deutlich", setzte er nach einer Pause hinzu. „Sie fuhren in Gesellschaft eines jungen blonden Mannes, und stellten Sie mir — ich bitte um Verzeihung, wenn ich mich irren sollte — stellten Sie mir denselben nicht als Mr. Pain, Ihren Gatten, vor?"

„Ja, allerdings war er es", entgegnete Charlotte.

„Nun, ich hoffe, daß er sich wohlbefindet. Er ist wohl nicht hier, wenigstens bei Tische glaube ich ihn nicht bemerkt zu haben."

Charlottens Gesicht — ich meine die Farbe desselben — war nach allen Regeln und mit allen Hülfsmitteln der Toilette präparirt, aber dennoch würde die dunkle Glut, welche es überzog, durch die darauf ruhende Schicht weißen Schönheitspulvers hindurch sichtbar geworden sein. Sie war wirklich aufgeregt und konnte nicht sprechen. Einen Augenblick später ward sie todtenbleich. Wir wollen sie wenigstens wegen dieses Gefühls bewundern, welches sie für ihren abgeschiedenen Gatten an den Tag legte.

„Mein Gatte lebt nicht mehr, Lord Averil", sagte sie endlich.

Lord Averil erschrak über den Verstoß, dessen er sich schuldig gemacht.

„Sie müssen mir verzeihen, Mistreß Pain", sagte er in sanftem Ton und mit einem Ausdruck, der die innigste Theilnahme verrieth. „Ich hatte keine Ahnung davon. Kein Mensch hat seit meiner Rückkunft gegen mich auch nur ein Wort davon erwähnt. Dann hat dieser schwere Verlust Sie wohl schon seit längerer Zeit getroffen?"

Mr. Pain's Hintritt wäre in der That unmittelbar nach Lord Averil's Abreise von England, höchstens zwei bis drei Wochen nach derselben erfolgt, erklärte Charlotte.

„Dann kann er aber gar nicht lange krank gewesen sein", entgegnete der Lord. „Was war denn die Ursache —"

„Ach, ich bitte, erinnern Sie mich nicht daran!“ unterbrach ihn Charlotte im Tone des Schmerzes. „Er starb ganz plötzlich, und es war für mich ein tiefbekümmernder Schlag, besonders in Folge der Umstände, von welchen er begleitet war.“

Lord Averil meinte im Stillen, diese Umstände müßten sehr eigenthümliche gewesen sein und Mr. Pain habe vielleicht durch Selbstmord seinem Leben ein Ende gemacht.

Wenn er sich irrte, so war Charlotte selbst daran schuld, denn ihre ganze Art und Weise berechtigte zu einem solchen Schluß, und es ließ sich nicht bezweifeln, daß sie es offenbar scheute, sich weiter über dieses Thema auszusprechen.

Lord Averil brachte, nachdem er sich nochmals mit einigen Worten entschuldigt, das Gespräch auf etwas Anderes und nahm bald darauf Abschied von Charlotte.

„Aber Sie wollen doch noch nicht fort?“ fragte Charlotte, indem sie seine Hand festhielt und die ganze heitere Ungezwungenheit ihres Wesens wieder gewann. „Eben macht man die Whisttische zurecht.“

„Ich spiele nicht“, sagte Lord Averil. „Uebrigens habe ich auch einen Besuch bei einem kranken Freund zu machen“, setzte er auf seine Uhr blickend hinzu. „Es ist die höchste Zeit.“

„Ihr Wagen ist aber, glaube ich, noch nicht da“, bemerkte Charlotte, welche ihn so lange als möglich aufhalten wollte.

„Das glaube ich allerdings auch oder vielmehr, ich weiß es gewiß“, antwortete der Lord. „Ich habe ihn nämlich gar nicht bestellt. Der Abend ist schön und ich will daher den Weg nach Priors Ash zu Fuße machen.“

Mit diesen Worten schaute er sich nach Mr. Verrall um. Er sah ihn aber nicht. Er blickte in mehrere Zimmer hinein und dann auf die Terrasse unter die Rauchenden vor dem Speisezimmerfenster. Mr. Verrall war aber nirgends zu sehen, und Lord Averil, der gern fort wollte, entfernte sich endlich, ohne seinem Wirth gute Nacht gewünscht zu haben.

Mr. Verrall war nämlich in den Mondschein hinaus geschlendert und jetzt in einem leisen, eifrigen Gespräch mit Mr. Georg Godolphin begriffen.

Sie waren bis an den Fluß gelangt, auf welchem wir Georg an dem Tage haben rudern sehen, wo er sich beinahe den Tod geholt hätte.

Auf der hölzernen Brücke stehend, welche in einem Bogen nach der kleinen Insel hinüber führte, lehnten sie sich, mit den Armen auf dem Geländer ruhend, vorwärts.

Mr. Verrall rauchte, Georg Godolphin dagegen schien die Lust dazu verloren zu haben. Seine Stirn war gerunzelt, sein Gesicht vor Aufregung dunkelroth.

So schnell er sich auch die Schweißtropfen von der Stirn trocknete, so sammelten sich dieselben doch immer wieder.

„Aengstigen Sie sich doch nicht, alter Junge!“ sagte Mr. Verrall. „Es hat sich ja immer wieder gemacht und es wird sich auch jetzt wieder machen. Haben Sie nur keine Angst. Morgen erhalten Sie Nachricht von London, das läßt sich kaum bezweifeln.“

„Aber sie hätte heute schon kommen sollen, Verrall.“

„Na, morgen wird sie schon kommen. Uebrigens wissen Sie, daß Sie stets auf mich rechnen können.“

„Das weiß ich wohl, aber bedenken Sie nur die fürchterlichen Kosten, Verrall!“

„Ach dummes Zeug! Warum sind Sie überhaupt heute Abend so unruhig?“

„Ich weiß es selbst nicht“, entgegnete Georg, indem er sich immer wieder die Stirn trocknete. „Ich glaube, weil ich noch keine Nachricht habe, Verall.“

„Also deswegen!“

„Ja, denn wie sollte es werden, wenn diese Nachricht ungünstig lautete? Daran darf ich gar nicht denken.“

„Sie haben heute Abend ein wenig zu viel von dem hitzigen Portwein getrunken“, bemerkte Mr. Verrall.

„Das glaube ich auch“, entgegnete Georg. „Wer keine Sorgen hat, läßt den Wein an sich vorübergehen, wer aber sich beinahe zu Tode ängstet wie ich, der wünscht seine Sorgen ersäufen zu können.“

„Sie ängsten sich beinahe zu Tode!“ wiederholte Mr. Verrall in mißbilligendem Tone.

„Wenigstens fehlt nicht viel. Sehen Sie dort! Man sucht uns.“

In der Nähe der Folly zeigten sich zwei oder drei dunkle Gestalten. Mr. Verrall reichte Georg den Arm und führte ihn nach dem Hause.

„Ich glaube, es ist am besten, wenn ich nach Hause gehe“, hob Georg wieder an. „Heute Abend tauge ich nicht in Gesellschaft.“

„Ach Unsinn!“ sagte Mr. Verrall. „Die Spieltische sind fertig gemacht. Ich wünsche Ihnen heute Revanche zu geben.“

Dieses eine Mal — und es war dies eine bemerkens-

werthe Ausnahme — widerstand Georg der Versuchung der Spieltische und den Aussichten auf Revanche. Eine schwere Unruhe, eine große Furcht lastete ihm auf dem Herzen, vielleicht in höherem Grade, als Mr. Verrall wußte.

Wer hätte dies aber von dem heitern, leichtsinnigen Georg gedacht, der bei Tafel so aufgeräumt und witzig gewesen?

Für diesen Abend riß er sich los von den Verlockungen der Folly, mit Einschluß der Sirene Charlotte, und ging stracks nach Hause.

Es war nicht viel über zehn Uhr, als er die Bank erreichte. Mary wunderte sich, daß er schon kam, denn die Tischgesellschaften der Veralls dauerten in der Regel weit länger.

Sie saß allein und las in einem Buche. In ihrer frohen Ueberraschung eilte sie ihm mit einem Ausruf des Willkommens entgegen. Georg drückte sie zärtlich an sich und sein Wesen war wieder heiter und sorglos. Was die Verleumdungssüchtigen ihm auch nachsagten, so hatte er doch noch nicht angefangen, sein Weib zu vernachlässigen.

„Es war heute ein wenig langweilig und deshalb entfernte ich mich so zeitig", sagte er zur Antwort auf ihre Fragen. „Womit hast Du Dir denn die Zeit vertrieben? Bist Du den ganzen Abend allein gewesen?"

„Seit meine Mutter fort ist. Nach dem Thee ging sie nach Hause. Georg, ich möchte Dir etwas sagen, wovon meine Mutter sprach."

Georg streckte sich auf das Sopha, als ob er müde wäre.

Mary setzte sich auf den Rand und hielt, während sie sprach, seine Hand gefaßt.

„Es war der neue Wagen, der meine Mutter auf dieses Thema brachte, Georg", hob sie wieder an. „Sie sagte, wir machten zu viel Aufwand und könnten recht wohl von der Hälfte der Summe leben, welche unser Haushalt jetzt kostet."

„Wie?" schrie Georg und fuhr wie elektrisirt von dem Sopha in die Höhe.

Mary erschrak über diese plötzliche Bewegung und über den zornigen Ton. Ja, nicht blos Zorn lag darin, sondern auch Furcht und Entsetzen.

„Georg", keuchte sie, „was ist Dir auf einmal?"

„Erzähle mir, was Deine Mutter sagte."

„Du hast mich wohl falsch verstanden, Georg?" stammelte Mary und fühlte sich sehr unbehaglich. „Meine Mutter sagte heute Morgen, es sei schade, daß wir nicht auf etwas weniger kostspieligem Fuße lebten und uns lieber Geld sparten, was doch wegen Meta's und der Kinder, die wir vielleicht noch bekämen, sehr wünschenswerth sei. Ich entgegnete, auch ich hielte dies für wünschenswerth und wollte Dich darauf aufmerksam machen. Weiter war es nichts."

Georg sah Mary einige Minuten lang forschend an.

„Haben die Leute in der Stadt dies gesagt?" fragte er.

„O nein."

„Nun, dann sage Deiner Mutter, Mary, daß wir recht wohl im Stande seien, unsere Angelegenheiten ohne fremde Einmischung zu ordnen. Eine solche Einmischung wünsche ich nicht und dulde ich nicht."

Mary setzte sich mit ihrem Buch wieder an den Tisch. Sie stützte den Kopf auf die Hände, als ob sie sich in ihre Lectüre vertiefte, aber eigentlich, um nicht merken zu lassen, daß sie weinte. Sie hatte noch nie ein böses Wort mit ihrem Gatten gewechselt, noch nie ein Symptom von Entfremdung an ihm wahrgenommen, und sie konnte dies nicht ertragen.

Georg lag die Lippen zusammenpressend auf dem Sopha. Von ihrem liebenden, zärtlichen Gemüth getrieben, erhob sich Mary und trat wieder vor ihn.

„Georg", sagte sie, „ich bin überzeugt, daß meine Mutter nicht gewünscht hat, sich auf ihr nicht zukommende Weise in unsere Angelegenheiten zu mischen. So etwas würde sie nimmermehr thun. Was sie sagte, hatte seinen Grund einzig und allein in ihrer Sorge für unser Wohlergehen. Es thut mir leid, Dich verletzt zu haben", setzte sie hinzu und ihre Thränen rannen immer schneller.

Georg bekam eine Anwandlung von Reue. Er zog das Antlitz seiner Gattin zu sich herab und küßte ihr die Thränen von den Augen.

„Verzeihe mir, Theuerste; es war sehr unrecht von mir, so unfreundlich zu Dir zu sprechen. Ich habe fürchterliches Kopfweh, und es ärgerte mich, zu hören, daß die Leute sich um unsere Privatangelegenheiten bekümmern. So etwas verdirbt mir die Laune mehr als irgend etwas Anderes."

Mary fragte sich, warum, dabei aber nahm sie sich fest vor, nie wieder von häuslichen Ersparnissen zu sprechen. Ihr Gatte kannte seine Finanzen natürlich am besten.

Fünftes Kapitel.

Wir müssen uns nach Ashlydyat wenden und auf eine etwas frühere Stunde des Abends zurückgehen.

Janet hatte in dem Billet, welches sie nach der Folly gesendet, gemeldet, daß ihr Bruder beim Ankleiden unwohl geworden sei.

Dies war auch vollkommen wahr. Thomas Godolphin war allein in seinem Zimmer und wollte eben den Rock anziehen, als er auf einmal einen innern heftigen Schmerz empfand. Er setzte sich schnell nieder, ein Angstruf entrang sich seinen Lippen und dicke Schweißtropfen sammelten sich auf seiner Stirn.

Allein trug er es, ohne Hülfe herbeizurufen. Nach einigen Minuten war die Anwandlung theilweise vorüber und er klingelte seinem Diener.

Dieser war jetzt ein alter Mann, denn er hatte schon lange Jahre Sir Georg Godolphin bedient.

„Bexley", sagte Thomas in ruhigem Tone, „ich bin wieder unwohl geworden. Bittet meine Schwester Janet, eine Zeile an Mr. Verrall zu schreiben und ihm zu melden, daß ich außer Stande bin, seiner Einladung zu folgen."

Bexley warf einen bedeutsam besorgten Blick auf das bleiche, duldende Antlitz seines Herrn. Er hatte ihn in dergleichen Anwandlungen schon einigemal gesehen.

„Ich wollte, Sie ließen Mr. Snow rufen, Sir", rief er.

„Ja, ich glaube selbst, ich werde es thun. Er kann mir vielleicht einige Linderung verschaffen. Jetzt richtet meinen Auftrag an meine Schwester aus, Bexley."

Natürlich kam Janet sofort in das Zimmer ihres Bruders geeilt.

„Du bist plötzlich unwohl geworden! Du fühlst einen heftigen, innerlichen Schmerz!" rief sie wiederholend, was Bexley ihr gesagt. „Was ist das für ein Schmerz, Thomas? Ist es nicht derselbe, den Du schon neulich einmal hattest?"

„Vor allen Dingen bitte ich Dich, einige Worte an Mr. Verrall zu schreiben, Janet. Ich möchte die Gesellschaft nicht gern auf mich warten lassen."

Janet, die ebenso pünktlich und ebenso rücksichtsvoll gegen Andere war wie Thomas, setzte sich und schrieb das Billet, welches sie dann sofort mit Andrew, einem der Diener, absendete.

Nur Wenige möchten im Stande gewesen sein, dies so ruhig zu besorgen wie Janet, denn es war eine gewaltige Furcht, die jetzt an ihr Herz pochte, eine Furcht, welche sie bis diesen Augenblick noch nicht empfunden. Sie erinnerte sich, daß ihre Mutter ebenfalls an diesem innern Schmerz gelitten, dem Symptom der Krankheit, an welcher sie endlich gestorben. Sollte Thomas auch von dieser verhängnißvollen Krankheit befallen werden? Die Aerzte

hatten schon damals die Befürchtung ausgesprochen, daß dieselbe erblich werden könne.

Als Janet, nachdem sie das Billet geschrieben, wieder nach dem Zimmer ihres Bruders zurückging, begegnete sie Bexley. Der traurige besorgte Ausdruck in dem Gesicht des alten Mannes fiel ihr auf. Sie berührte ihn am Arme und winkte ihn in ein leeres Zimmer.

„Was fehlt Eurem Herrn eigentlich?“ fragte sie ihn.

„Ich weiß es selbst nicht“, antwortete er, aber in einem Tone, welcher Janet bewog zu glauben, daß der alte Mann dieselben Befürchtungen hege wie sie selbst. „Miß Janet“, setzte er hinzu, „ich scheue mich zu denken, was es sein kann.“

„Hat er oft dergleichen Anfälle?“

„Bis jetzt habe ich es nur zwei- oder dreimal bemerkt, aber auch das ist schon bedenklich.“

Janet kehrte in das Zimmer ihres Bruders zurück. Thomas saß in seinen Stuhl zurückgelehnt, sein Gesicht war todtenbleich, seine Hände hingen schlaff herab, und die Wirkungen des Schmerzes schienen ihn vollständig erschöpft zu haben.

Wenn auch Janet kurz vorher noch geglaubt hatte, er hätte das Billet selbst schreiben können, so sah sie doch jetzt ein, daß diese Voraussetzung eine irrige gewesen war.

Allmälig bedachte sie nun, wie häufig und wie lange Thomas in der letzten Zeit allein in seinem Zimmer verweilt, wie selten er jetzt das Geschäftslokal der Bank besuchte, wie oft er, wenn er sich dahin begab, die Chaise anspannen ließ, anstatt, wie sonst, den Weg zu Fuße zu machen. Den letztvergangenen Sonntag war er nicht

einmal in die Kirche gegangen. Janet's Befürchtungen gingen fast in Gewißheit über.

Sie zog einen Stuhl neben den ihres Bruders und fragte ihn, ohne ihren Befürchtungen Worte zu leihen, in sanftem Tone, wie er sich jetzt fühle und was wohl der Grund seines Unwohlseins gewesen.

„Hast Du diesen Schmerz schon früher einmal gefühlt?" setzte sie dann hinzu.

„Ja, schon mehr als einmal", antwortete er. „Heute aber war er stärker, als ich ihn bis jetzt empfunden. Janet, ich fürchte, er ist der Vorläufer meines Todes. Ich glaubte nicht, daß ich Euch so bald schon verlassen müßte."

Janet's Gesicht ward fast ebenso bleich als das seine. Sie faltete krampfhaft die Hände, außerdem aber verrieth sie den Gram, der sich ihres Herzens bemächtigte, durch kein äußeres Zeichen.

„Thomas", fragte sie nach einer Pause, „was für eine Krankheit fürchtest Du? Doch nicht die, an welcher —"

„An welcher unsere Mutter starb", sagte er, ruhig die Worte aussprechend, welche Janet nicht über die Lippen bringen konnte.

„Das verhüte Gott!" keuchte Janet.

„Ja, aber ich glaube, es ist so."

„Warum hast Du aber nie etwas davon gesagt?"

„Weil ich bis heute Abend immer noch selbst gezweifelt habe, daß dem so sei. Allerdings vermuthete ich es schon längst, aber es war immer nur noch eine Vermuthung. Zuweilen, wenn ich mich ganz wohl fühle, suche ich mir einzureden, daß ich mich irre."

„Hast Du schon Mr. Snow zu Rathe gezogen?"

„Ich stehe jetzt im Begriff, es zu thun. Ich habe Bexley aufgetragen, nach ihm zu schicken.“

„Du hättest das schon früher thun sollen, Thomas.“

„Warum? Wenn es so ist, wie ich fürchte, so kann weder Snow noch einer seiner Collegen mir helfen.“

Janet faltete die Hände im Schooße und saß mit gesenktem Haupte da. Sie fühlte diese Mittheilung in ihrer ganzen bittern Gewalt. Es war, als sei Thomas der einzige Mensch auf der ganzen Erde, mit welchem sie sympathisiren könne, und nun ward er ihr vielleicht entrissen! Bessy, Georg, Cecily, alle waren jünger, alle hatten ihre eigenen Bestrebungen und Interessen, Georg hatte seine Familie, sie aber und Thomas schienen allein zu stehen.

Zu dem tiefen Kummer um ihn, den Bruder, den sie so innig liebte, gesellten sich andere Erwägungen, die sich natürlich einem so praktischen, vorausblickenden Gemüth wie dem Janet's von selbst aufdrängen mußten.

Wenn Thomas starb, so war Ashlydyat für seine Schwestern verloren. Dann trat Georg in den Besitz ein, und seine Lebensweise war so verschieden von der ihrigen, daß Ashlydyat für die Familie so gut wie verloren war.

Was machte Georg höchst wahrscheinlich daraus? Einen heitern, stets von Gästen wimmelnden Ort, gerade so wie die Verralls, wenn sie zu Hause waren, aus Lady Godolphin's Folly machten. Auf Janet's Wangen brannte die Schamröthe, als sie an eine solche Entwürdigung des stattlichen, stolzen Ashlydyat dachte.

Doch mochte dem nun sein, wie ihm wollte, und mochte Georg den alten Herrensitz in ein stets geöffnetes Haus verwandeln oder geschlossen halten wie ein Kloster, so war

es auf alle Fälle für seine Schwestern verloren. Diese mußten es dann auf immer verlassen.

Janet murrte nicht dagegen; sie hätte gar nicht einmal gewünscht, daß es anders sein möchte. Wenn Thomas nicht mehr lebte, so war Georg der geeignete und rechtmäßige Repräsentant von Ashlydyat. Gleichwohl konnte diese Thatsache nicht umhin, ihr Herz mit Wehmuth zu erfüllen, und alles erschien ihr in diesem unglücklichen Augenblick düster und traurig.

Auch in dem Bankgeschäft mußten dann Veränderungen eintreten, wenigstens hielt Janet dies für wahrscheinlich. Konnte Georg diesem ausgedehnten Geschäft allein vorstehen? War das Publikum damit einverstanden, daß der lebenslustige Georg der alleinige Chef sei? Stand zu erwarten, daß man ihm dasselbe Vertrauen schenken würde, welches man Thomas geschenkt?

Und was ward aus den alten Dienstleuten? Wenn Janet und ihre Schwestern Ashlydyat verließen, so mußten sie sich von ihnen trennen und sie ebenfalls Georg überlassen.

Alle diese Erwähnungen gingen rasch an ihrem innern Auge vorüber. Es konnte nicht wohl anders sein. Kam wohl auch alles so, wie sie es sich in diesem Augenblick dachte? Sie sah Thomas an, als wenn sie in seinem Gesicht die Antwort auf ihre Frage suchte.

Den Ellbogen auf die Armlehne des Stuhls und den Kopf auf die Hand stützend, saß Thomas in ebenso tiefe Betrachtungen versunken wie Janet. Er dachte an Ethel, an den Tag, wo er an ihrem Grabe gestanden, als man sie darein bettete.

War in der That die Zeit, der er von jenem Augenblick an entgegengesehen, die Zeit, wo er wieder mit ihr vereinigt ward, schon da?

Nie hatte er diese Zeit aus den Augen verloren, und vielleicht gab es Wenige, welche bereit waren, dem Tode mit so heiterer Ruhe entgegen zu gehen wie Thomas Godolphin.

Dennoch war er mit dem irdischen Leben und dessen Leiden und Sorgen noch nicht fertig.

Bessy Godolphin war während dieser Woche nicht zu Hause. Sie war auf Besuch bei einigen etliche Meilen entfernt wohnenden Freunden.

Cecily war daher allein, als Janet in das Empfangszimmer zurückkehrte. Sie hatte keine Ahnung von dem Schlage, welcher der Familie drohte. Sie hatte Thomas noch nicht nach der Folly gehen sehen und konnte sich seine Saumseligkeit nicht erklären.

„Er wird sich sehr verspäten, Janet", sagte sie.

„Wer? Thomas? Er geht nicht. Er ist heute Abend nicht recht wohl."

Cecily dachte sich durchaus nichts Schlimmeres dabei. Janet verschloß ihre Befürchtungen in sich und sagte weiter nichts.

Unter den Gästen, welche heute Abend in Lady Godolphin's Folly diniren sollten, befand sich einer, welcher alle Gedanken Cecily's beschäftigte. Cecily hatte auch ihren Herzensroman erlebt, wie es mit so Vielen der Fall ist. Zum Theil war er schon seit Jahren ausgespielt, ganz jedoch noch nicht. Die Fortsetzung sollte noch folgen.

Jetzt saß sie träumerisch da. Ihre Hände ruhten

träg auf ihrem Knie, ihr schönes Gesicht ward von der untergehenden Sonne beleuchtet. So saß sie da und dachte an — Lord Averil.

Es war ein wirklicher Roman gewesen.

Cecily hatte vor etwa drei oder vier Jahren bei Mistreß Averil einen langen Besuch abgestattet. Diese war damals noch gesund, eine Freundin geselliger Heiterkeit und ihr Haus daher fortwährend besucht.

Unter Andern, die hier verweilten, befand sich auch Lord Averil, und ehe er und Cecily noch recht wußten, was sie thaten, hatten sie einander lieben gelernt.

Lord Averil war der Erste, der aus diesem angenehmen Traume erwachte, und so vorsichtig, sich zurückzuziehen. Er that dies nur in seinem eigenen Interesse, denn davon, daß in Cecily's Herzen eine gleiche Liebe erwacht sei, hatte er keine Ahnung. Er war ein Mann von strenger Ehre und hätte sich eher das Leben genommen, als etwas gethan, was den Forderungen der Ehre widerstritt.

Erst als er fort war, erfuhr Cecily, daß er bereits vermählt sei. Kaum achtzehn Jahre alt, hatte er sich zu einem jener ungleichen und unglücklichen Bündnisse verlocken lassen, die in spätern Jahren nur Schamröthe hervorrufen können. Viele hundert Mal war dies bei Lord Averil der Fall gewesen.

Ehe er noch zwanzig Jahr alt war, hatte er sich von seiner Gattin wieder getrennt. Cecily war damals noch ein Kind und er hatte die nächstfolgenden zehn Jahre im Auslande verlebt und sich bemüht, die Erinnerung an seine Ehe zu überwinden. Seine eigene Familie vermied es, wie

man sich leicht denken kann, sowohl damals als auch nach seiner Rückkehr darauf hinzudeuten.

Er hatte jetzt keinen ihm eigenthümlichen Wohnsitz in der Nähe von Priors Ash, weil er ihn schon vor mehreren Jahren verkauft. Wenn er hierher kam, so war er gewöhnlich Gast des Oberst Max, des berühmten Anführers der Fuchsjagden, und hatte eben bei einer dieser Gelegenheiten Charlottens Bekanntschaft gemacht.

Auf diese Weise kam es, daß Cecily, als sie ihn bei Mistreß Averil kennen lernte, nichts davon erfuhr, daß er vermählt war. Was dagegen Mistreß Averil betraf, so glaubte diese nicht anders, als daß Cecily es wisse. Lord Averil setzte dies ebenfalls voraus, und oft dachte er bei sich selbst: „Wie muß sie mich wegen meiner wahnsinnigen Thorheit verachten!"

Er hatte sie lieben, ja leidenschaftlich lieben gelernt, ohne auch nur im entferntesten sich die Möglichkeit zu denken, daß seine Liebe erwidert würde. Diese aber war, wie er sich selbst sagte, eine nicht weniger wahnsinnige Thorheit als die erste, und deshalb war er so verständig, sich zurückzuziehen.

Einige Tage nach seiner Abreise erhielt Mistreß Averil einen Brief von ihm. Cecily war in ihrem Ankleidezimmer, als sie ihn las.

„Wie seltsam!" rief Mistreß Averil. „Denke Dir nur, Cecily", fuhr sie, die Stimme senkend, fort, „als er nach London kam, fand er eine auf ihn wartende Mittheilung vor, die ihm meldete, daß seine Frau im Sterben läge und ihn ersuchte, zu ihr zu kommen und sie noch einmal zu sehen."

„Seine Frau?“ wiederholte Cecily; „wessen Frau denn?“

„Nun, Lord Averil's. Hast Du denn vergessen, daß er eine Frau hatte? Ich wollte, wir könnten es alle wirklich vergessen. Sein ganzes Lebensglück ist dadurch zerstört worden.“

Cecily besaß in diesem Augenblick Discretion genug, um nicht zu verrathen, daß ihr diese Thatsache unbekannt gewesen. Als ihre glühenden Wangen sich wieder ein wenig gekühlt hatten, wendete sie sich von dem Fenster, an welchem sie dieselben verborgen, ab und flüchtete sich auf ihr Zimmer.

Die ihr gewordene Mittheilung hatte ihr das Geheimniß ihrer eigenen Gefühle für Lord Averil verrathen, und in ihrem Stolz und in ihrer Ehrenhaftigkeit war es ihr, als müßte sie sterben.

Noch einige Tage, und Lord Averil war Wittwer. Er ließ einige Monate verstreichen und dann kam er nach Priors Ash.

Sein Augenmerk war Cecily. Er nahm seine Wohnung in einem Gasthause und fand sich häufig in Ashlydyat ein. Cecily glaubte, daß er die Absicht habe, sich um ihre Hand zu bewerben, und diese Voraussetzung war auch ganz richtig. Nun konnte sie sich der Freude, ihn zu lieben, rückhaltlos hingeben.

Geschäftige Zungen, welche einigen jungen Damen angehörten, die mehr Witz als Discretion besaßen, ließen einige Worte hierüber gegen Cecily fallen. Diese sprach sich in ihrem Aerger, daß man ihre Gefühle errathen, über Lord Averil in etwas wegwerfendem Tone aus.

„Glaubt Ihr denn“, fragte sie, „ich würde mich an einen Wittwer wegwerfen, an einen Mann, der sich durch seine erste Heirath so lächerlich gemacht hat?“

Diese Bemerkung ward Lord Averil Wort für Wort hinterbracht, während man zugleich über Cecily's Stolz einige für sie in hohem Grade beleidigende Glossen machte.

Lord Averil glaubte alles. Er war der Meinung, daß er bei Cecily Godolphin keine Aussicht auf Erreichung seines innigen Wunsches habe, und ohne ihr von dem, was er früher beabsichtigt, ein Wort zu sagen, reiste er wieder ab.

Cecily dagegen hatte keine Ahnung, daß ihre Aeußerungen ihm hinterbracht worden. Sie fand seine Handlungsweise sehr tadelnswerth. Welchen Zwang er sich auch gegen sie in Mistreß Averil's Hause aufgelegt haben mochte, so war er doch in der letzten Zeit sehr freimüthig und offen gegen sie gewesen. Cecily mußte sein Benehmen daher nothwendig für unverantwortlich erklären und konnte darin nur das Ergebniß von Unbeständigkeit sehen. Sie beschloß ihn zu vergessen.

Bis jetzt aber war dies noch nicht geschehen. Die ganze lange Zeit, beinahe drei Jahre, hatte Cecily es versucht, aber bis jetzt war es ihr noch nicht gelungen. Sie hatte einen Antrag von einem jungen und schönen Earl erhalten, und es wäre dies für sie eine in jeder Beziehung wünschenswerthe Partie gewesen; aber sie fand, daß Lord Averil ihr noch zu tief im Herzen saß, als daß der Gedanke an einen Andern darin Raum gehabt hätte.

Und nun war Lord Averil wieder in Priors Ash und, wie Cecily gehört, heute zu Mr. Verrall in Lady Godolphin's Villa eingeladen.

Er hatte seit seiner Rückkehr auch schon einen Besuch in Ashlydyat gemacht, dabei aber Cecily nicht zu Hause angetroffen.

So saß sie jetzt da und dachte an ihn, aber ihr vorherrschendes Gefühl gegen ihn war Zorn. Sie glaubte bis auf diese Stunde, er habe unrecht an ihr gehandelt und sein Benehmen sei nicht das gewesen, welches sich für einen Mann von Stand und Bildung schicke.

Ihre Betrachtungen wurden durch den Anblick Mr. Snow's, des Arztes, gestört. Es war schon ziemlich dunkel, und sie konnte sich nicht denken, was ihn noch so spät oder vielmehr, was ihn überhaupt hierher riefe. Sie drehte sich nach Janet herum und fragte, zu wem Mr. Snow wolle.

„Er ist zu Thomas gerufen worden", entgegnete Janet.

Cecily bemerkte nun wohl, daß ihre Schwester in seltsam stiller Haltung und mit gesenktem Haupte dasaß. Dennoch aber brachte sie dies nicht auf Rechnung der eigentlichen Ursache. Es war nichts Ungewöhnliches, Janet in tiefe Gedanken versunken zu sehen.

„Was fehlt denn Thomas, daß man Mr. Snow gerufen hat?" fragte Cecily weiter.

„Er fühlte sich nicht recht wohl."

Weiter antwortete Janet nichts, und Cecily blieb in glücklicher Unbekanntschaft mit dem drohenden Unheil und überließ sich wieder ihren Betrachtungen über Lord Averil.

Janet sprach den Arzt, ehe er wieder fortging. Dann ging sie in das Zimmer ihres Bruders und blieb darin.

Cecily blieb, in ihren Traum versunken, in dem Empfangszimmer. Dieses war erleuchtet, aber die Gardinen

waren nicht herabgezogen. Cecily stand am Fenster und schaute in den hellen Mondschein hinaus.

Es mußte schon ziemlich spät sein, als sie gewahrte, daß Jemand auf dem Wege von Lady Godolphin's Folly her sich Ashlydyat näherte. Anfangs glaubte sie, es könne Georg sein, sowie die Gestalt aber näher kam, begann ihr Herz plötzlich laut zu pochen und sie sah nun, daß er es war, mit welchem ihre Gedanken sich fast unaufhörlich beschäftigten.

Ja, es war Lord Averil. Als er zu Charlotte sagte, er habe noch einen Besuch bei einem kranken Freund zu machen, meinte er Thomas Godolphin. Lord Averil hatte seit seiner Rückkehr mit Befremden die Veränderung bemerkt, welche mit Thomas vorgegangen war. Ihm war dieselbe natürlich auffälliger als denen, welche Thomas fortwährend sahen. Als daher das Billet eintraf, durch welches sein Ausbleiben entschuldigt ward, nahm Lord Averil sich vor, ihn noch diesen Abend zu besuchen, obschon er durch das Geplauder mit Charlotte beinahe die Zeit versäumt hatte.

Cecily erhob sich, als er eintrat. Wäre es heller Tag gewesen, so hätte er ohne Zweifel die ihre Gemüthsbewegung verrathende Veränderung ihres Mienenspiels gesehen. Irrte er sich, wenn er trotz des Dunkels zu bemerken glaubte, daß sie aufgeregt sei?

Sein Puls schlug schneller bei diesem Gedanken, denn Cecily war ihm jetzt noch ebenso theuer, wie sie ihm jemals gewesen.

„Werden Sie mir verzeihen, daß ich Ihnen noch so spät lästig falle?" fragte er, indem er ihr die Hand bot

und sich freundlich lächelnd gegen sie verneigte. „Es ist später, als ich glaubte.“ In der That schlug es in diesem Augenblick zehn. „Zu meinem Bedauern hörte ich, daß Mr. Godolphin unwohl ist, und wünschte mich von seinem Befinden zu unterrichten, ehe ich nach Priors Ash zurückkehre.“

„Er ist heute Abend auf seinem Zimmer geblieben“, entgegnete Cecily. „Meine Schwester ist bei ihm. Ich glaube nicht, daß sein Unwohlsein von ernster Bedeutung ist, obschon er schon seit längerer Zeit ein wenig zu kränkeln scheint.“

„Ich will auch hoffen, daß es nichts Ernstes ist“, entgegnete Lord Averil mit Wärme.

Cecily schwieg. Sie glaubte, die Diener hätten Janet von dem Besuch unterrichtet und diese würde nun hereinkommen. Lord Averil trat an das Fenster.

„Wie reizend ist mir doch stets diese Aussicht erschienen!“ rief er. „Ich finde sie namentlich in dieser Mondscheinbeleuchtung wahrhaft magisch. Die dunkeln Bäume rings umher und die weißen Mauern von Lady Godolphin's Villa da drüben sind meiner Erinnerung eingegraben wie die Gegenstände eines alten Gemäldes.“

Er verschränkte die Arme und blieb immer noch hinausschauend am Fenster stehen.

Cecily warf einen verstohlenen Blick auf ihn, auf sein blasses anziehendes Gesicht mit dem wehmüthigen Ausdruck. Sie hatte sich einmal gewundert, wie ein solcher Ausdruck auf dem Gesicht dieses Mannes liegen könne, als sie aber seine häusliche Geschichte kennen gelernt, wunderte sie sich darüber nicht mehr.

„Sind Sie nach England zurückgekehrt, um da zu bleiben, Lord Averil?"

Diese Frage erweckte ihn aus seiner Träumerei. Er wendete sich zu Cecily, und ein plötzlicher Impuls trieb ihn, sein Schicksal auf einen einzigen augenblicklichen Wurf zu setzen. Der Wurf war kein glücklicher.

„Ja, ich würde bleiben, wenn ich eine gewisse Person bewegen könnte, meinen Namen und meinen Herd zu theilen. Vergeben Sie mir, Cecily, wenn ich Sie durch diese plötzliche Erklärung unangenehm berühre. Wollen Sie die Vergangenheit vergessen und auch mir sie vergessen helfen? Wollen Sie mein geliebtes Weib sein?"

Mit den Worten: „Wollen Sie die Vergangenheit vergessen?" hatte Lord Averil auf seine erste Ehe angespielt. In seiner außerordentlichen Empfindlichkeit über diesen Punkt zweifelte er, ob Cecily nicht entgegnen würde, sie könne nicht die Nachfolgerin der verstorbenen Lady Averil sein. Er glaubte, jene übereilten von ihr gesprochenen und ihm hinterbrachten Worte hätte nur auf diese wunde Stelle Bezug gehabt.

Cecily dagegen glaubte, er fordere sie jetzt auf, sein eigenes Benehmen gegen sie zu vergessen, weil er damals fortgegangen war und sie ohne Wort oder Erklärung verlassen hatte.

Sie ward bleich vor Zorn.

Lord Averil hob in eindringlichem Tone und mit gedämpfter, zärtlicher Stimme wieder an:

„Ich habe Sie von dem ersten Tage an geliebt, wo ich Sie in Mistreß Averil's Hause sah, Cecily. Ich riß mich damals mit Gewalt los, weil ich Sie liebte und weil ich

fürchtete, daß meine Thorheit Ihnen offenbar werden könnte. Es war damals mehr als Thorheit, denn ich war kein freier Mann. Von dieser Zeit an bis jetzt ist meine Liebe zu Ihnen eine immer heißere und innigere geworden. Ich reiste ins Ausland in der Hoffnung, Sie zu vergessen, aber ich kann es nicht und die Liebe zu Ihnen ist nur desto stärker geworden. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen dies alles, vom Impuls des Augenblicks getrieben, sage."

Er war also ins Ausland gereist, um sie zu vergessen; er war bemüht gewesen, sie zu vergessen! Das ward ja immer schlimmer!

Entrüstet stieß Cecily seine Hand zurück.

„O Cecily, können Sie mich nicht lieben?" rief er in großer Aufregung. „Wollen Sie mir nicht die Hoffnung geben, wenn auch erst später, mein Weib zu werden?"

„Nein", rief Cecily, „ich kann Sie nicht lieben. Ich will Ihnen keine Hoffnung geben. Lieber würde ich jeden andern Mann heirathen als Sie. Sie sollten sich vor sich selbst schämen, Lord Averil!"

Diese Antwort war allerdings keine sonderlich würdevolle, und Cecily brach theils vor Zorn, theils vor Liebe in noch weniger würdevolle Thränen aus und verließ in großer Aufregung das Zimmer.

Lord Averil biß sich schmerzlich auf die Lippe.

Janet trat ein, ohne von der so eben hier stattgehabten Scene etwas zu ahnen. Lord Averil drehte sich von dem Fenster herum, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und erkundigte sich so ruhig, als ihm möglich war, nach Mr. Godolphin's Befinden.

Sechstes Kapitel.

Ein moderner Wagen, hoch genug für eine Rettungsleiter, mit grün und roth angestrichenen Rädern, rollte durch die Straßen von Priors Ash. Eine Dame saß darin und lenkte die beiden Vollblutpferde, deren Feuer und Ungestüm mehr die Hand eines Mannes als einer Dame zu verlangen schienen.

Wir brauchen dem Leser nicht erst zu sagen, wer diese Dame war, denn nur Charlotte Pain konnte hier in Priors Ash sich mit einer solchen Equipage zeigen.

An der Bank vorüber flog sie, lenkte dann, als ob der schönen Führerin plötzlich etwas einfiele, zur drohenden Gefahr der belebten Straße um, fuhr wieder an der Bank vorbei, um die Ecke von Crossestreet herum und machte an dem Eingange zu Georg Godolphin's Privatwohnung Halt.

Der Lakai sprang von dem Hintersitz.

„Fragt, ob Mistreß Godolphin zu sprechen ist."

Mistreß Godolphin war zu sprechen und Charlotte trat ein. Durch die Hausflur, die schöne mit Gemälden verzierte Treppe hinauf, in das noch schönere Empfangszimmer rauschte sie, von einem Diener geleitet.

Margery lugte, als Charlotte in das Empfangszimmer trat, zu einer entgegengesetzten Thür heraus und überflog mit einem einzigen allumfassenden Blick Charlottens Costüm.

Diese trug ein schönes, wenigstens eine halbe Elle hinter ihr auf dem Boden herschleppendes Brocatkleid und einen eng anschließenden Paletot von Sammet. Ein schwarzer aufgekrämpter Hut mit einer Menge Federn von derselben Farbe wie Kleid und Paletot saß auf ihrem Kopfe und ein kleines Stück Gaze hing um Nase und Wangen dicht anliegend bis auf die Hälfte ihres Gesichts herab.

Die Nase rümpfend zog Margery sich zurück. Wäre es Jemand gewesen, der ihr gefallen hätte, eine specielle Freundin ihrer Herrin, dann hätte sie die Besuchende jedenfalls eingeladen, in das kleine Wohnzimmer zu treten, in welchem sich Mary befand.

Es war dies ein sehr angenehmes, geschmackvoll möblirtes Zimmer, welches mit dem Schlaf- und dem Ankleidezimmer in Verbindung stand.

Da Margery sah, wer es war, so überließ sie dem großartigen Empfangszimmer die Ehre, die großartige Besucherin willkommen zu heißen.

Mary saß an dem Tische und hatte ihre Zeichenmaterialien vor sich liegen.

Meta saß gegenüber auf einem hohen Stuhl und hatte darauf bestanden, ebenfalls mit einem Bleistift und einem Blatt Papier versorgt zu werden.

„Es ist Mistreß Pain in einem Maskenanzuge", meldete Margery.

Mary legte ihren Bleistift nieder.

„Mistreß Pain in einem Maskenanzuge?“ wiederholte sie.

„Nun, wenigstens sieht das Ding, welches sie anhat, nicht anders aus“, antwortete Margery. „In meinem Leben habe ich keinen Christenmenschen so ausstaffirt gesehen. Ich will nur hoffen, daß sie sich nicht einfallen läßt, in einem solchen Aufzuge einen Besuch in Ashlydyat zu machen, denn ich glaube, Miß Janet wäre im Stande, den Irrenarzt rufen zu lassen.“

Mary lächelte.

„Ich weiß schon, Ihr seid keine sonderliche Bewunderin von Mistreß Pain's Art und Weise, sich zu kleiden.“

„Na, was mich betrifft“, entgegnete Margery, „so setzte ich mir auch lieber eine Wärmflasche auf den Kopf als so ein vertracktes Ding von einem Hute.“

Abgesehen von ihren Vorurtheilen gegen Mistreß Pain, war es klar, daß Margery Charlottens neumodischen Kopfputz durchaus nicht bewunderte. Hätte Mary gewagt, einen solchen anzulegen, so hätte Margery ihn ihr höchst wahrscheinlich mit eigener Hand wieder abgenommen und ihr zu verstehen gegeben, daß eine solche Tracht sich nicht für sie schicke.

Mary bewegte sich nach der Thür und die kleine Meta kletterte von ihrem Stuhl herunter, um ihr zu folgen.

„Meta auch mitgehen, Mama“, sagte die Kleine.

Margery riß das Kind zurück wie von einem glühenden Schmelzofen, drückte es in ihre Arme, flüsterte von ungeheuren Massen Kuchen und Zuckerwerk, die so eben in der Kinderstube angelangt wären, und trug die Kleine triumphirend davon. Fürchtete sie, daß schon Mistreß Pain's

Hut einen verderblichen Einfluß auf das Kind äußern werde?

Mary, welche diese kleine Nebenscene nicht bemerkt hatte, begab sich in den Salon.

In jenen vergangenen Tagen zu Broomhead war der Contrast zwischen den Beiden nicht größer gewesen, als er jetzt war.

Mary war jetzt noch dasselbe ruhige, echt weibliche Wesen wie damals und sah in ihrem niedlichen Musselinkleid noch aus wie ein junges Mädchen.

Charlotte stand am Fenster und sah ihren unruhigen Pferden zu, mit welchen der Lakai unten auf der Straße hin und her fuhr und die er kaum zu bändigen vermochte. Sie ging Mary nicht entgegen, sondern bot ihr rückwärts die Hand und sagte:

„Nun, wie befinden Sie sich, Mistreß Godolphin? Entschuldigen Sie meine anscheinende Unhöflichkeit. Ich sehe eben nach meinen Pferden. Wenn mein Diener sie nicht zu lenken im Stande ist, so muß ich selbst hinuntergehen.“

Mary stellte sich neben Charlotte und betrachtete mit furchtsamen Blicken die wilden Pferde, welche große Lust zu haben schienen, erst den Wagen in Stücke zu schlagen und dann durch die Fenster in das Banklokal hineinzuspringen.

„Sind Sie selbst mit diesen rasenden Thieren hierher gefahren?“ fragte Mary.

„Niemand anders als ich kann sie lenken“, entgegnete Charlotte lachend. „Wenn ich meine Schwester Kate einmal, wenn sie in Priors Ash ist, bereden könnte, sich mit

dahinter zu setzen, so bin ich überzeugt, daß sie vor Angst halbtodt wäre, ehe wir wieder nach Hause kämen."

„Wie können Sie aber auf diese Weise auch Ihr eigenes Leben riskiren, Mistreß Pain?"

„Mein Leben! Das ist ein guter Witz", sagte Charlotte. „Wenn ich diese Pferde nicht zu bändigen verstände, so würde ich nicht damit fahren. Bemerkten Sie das, welches ich gestern ritt, als Sie mir an der Seite Ihres Herrn Gemahls — wir waren eine ganze Gesellschaft beisammen — begegneten?"

„Nicht genau", entgegnete Mary. „Es war gerade an der Biegung der Straße, wissen Sie. Ich glaube, ich sah hauptsächlich nach Georg."

„Sie hätten sich mein Pferd ordentlich ansehen sollen. Sie müssen es ein andermal in Augenschein nehmen. Es ist das prachtvollste Thier, was es geben kann. Ich habe es erst vorgestern von London erhalten und ritt es gestern zum ersten Mal."

„Ich würde die Schönheiten des Thieres doch nicht herausfinden; ich kann kaum ein Pferd von dem andern unterscheiden", gestand Mary.

„Dann besitzen Sie aber keine sonderliche Beobachtungsgabe", entgegnete Charlotte mit gutgelauntem Spott. „Ich habe dieses Pferd geschenkt bekommen. Es kostet hundertunddreißig Guineen. Jetzt werden die Thiere unten allmälig ruhiger."

Charlotte trat mit diesen Worten vom Fenster zurück und nahm auf einem Sopha Platz. Mary setzte sich neben sie.

„Wir waren gestern auf Besuch bei Mistreß Averil

gewesen, als wir Ihnen begegneten", bemerkte Mary. „Sie ist immer noch sehr leidend."

„Das sagte mir Lord Averil", antwortete Charlotte. „Er war gestern bei dem Diner in der Folly."

„Wirklich? Georg hat nichts erwähnt, daß Lord Averil mit dort war. Haben Sie denn mit den Herren zu Tische gesessen?"

„O nein", antwortete Charlotte. „Es war langweilig genug, hernach in dem Salon mit ihnen zusammen zu sein. Es kamen jedoch nur wenige hinein. Was Ihren Gatten betrifft, so habe ich diesen gar nicht zu Gesicht bekommen."

„Er kam sehr zeitig nach Hause. Ich glaube, er hatte Kopfweh. Er —"

„Wie? Er kam nach Hause?" unterbrach sie Charlotte.

Mary's Miene verrieth Ueberraschung.

„Ja wohl kam er nach Hause. Warum sollte er das auch nicht?" fragte sie.

„Wie soll ich das wissen?" entgegnete Charlotte. „Wie ich höre, wird heute Abend eine solche langweilige Herrengesellschaft hier bei Ihnen stattfinden."

„Ja, es sind, glaube ich, fast durchgängig nur Geschäftsfreunde eingeladen", bemerkte Mary.

„Verrall wird auch kommen. Er sagte mir es. Wissen Sie, wie es mit Mr. Thomas Godolphin geht?"

„Er scheint sich so wohl zu befinden wie gewöhnlich. Er kam heute ins Geschäft und ich sprach eine Minute lang mit ihm. Georg sagte mir, gestern bei der Tischgesellschaft sei er nicht erschienen. Margery —"

Auf der Straße unten schien plötzlich ein großer Zusammenlauf stattzufinden. Charlotte eilte an eins der

Fenster, öffnete es und legte sich mit dem halben Leibe hinaus. Ihr Wagen war aber jetzt in Crossestreet und sie konnte ihn daher nicht sehen. Sie sah blos, daß eine Menge Menschen zusammenliefen und durcheinander schrien.

„Ich glaube, es ist am besten, wenn ich gehe. Mein einfältiger Diener versteht nicht mit muthigen Rossen umzugehen. Adieu, Mistreß Godolphin."

Sie eilte zur Treppe hinunter und zur Hausthür hinaus, ohne einem Diener Zeit zu lassen, ihr dieselbe zu öffnen.

Mary begab sich in ihr kleines Wohnzimmer, welches die Aussicht auf Crossestreet hatte, um zu sehen, ob etwas passirt sei.

Es hätte allerdings etwas passiren können, wenn nicht Georg Godolphin, der das Geschrei gehört hatte, hinaus und Charlottens Diener zu Hülfe geeilt wäre. Dieser Mann — er war durchaus kein Rossebändiger und man konnte nicht begreifen, warum Charlotte ihn in ihrem Dienste behielt — war aus dem Wagen herausgestiegen. Georg sprang sofort hinein, ergriff Zügel und Peitsche und verstand die störrigen, übermüthigen Thiere bald wieder zum Gehorsam zu bringen.

Mary klopfte das Herz gewaltig, als sie ihren Gatten sich dieser Aufgabe widmen sah. Sie war, ebenso wie Charlottens Diener, in solchen Dingen sehr furchtsam.

Georg stieg jedoch unversehrt wieder aus und blieb dann plaudernd bei Charlotte stehen. Er war ohne Hut. Dann reichte er Charlotte die Hand beim Einsteigen, schaute zu ihr auf und sprach wieder mit ihr, denn der Sitz war gewaltig hoch.

Charlotte für ihre Person schien von Furcht nichts zu wissen. Sie nickte Georg noch einmal zum Abschied zu und rasselte dann davon, während jener ihr nachschaute.

So intim Georg auch mit Charlotte war, so fiel es Mary doch nicht ein, dieser Vertraulichkeit einen unerlaubten Beweggrund unterzuschieben. Früher, als Mary Hastings, war sie allerdings eifersüchtig auf Charlotte gewesen und hatte gefürchtet, Georg werde letztere erwählen; mit ihrer Heirath aber waren alle dergleichen Gedanken in den Hintergrund getreten.

Mary war Weib im besten Sinne des Wortes, schüchtern, zurückhaltend, einfach und bescheiden in ihrer Rede und unschuldig im Herzen. Jetzt von ihrem Gatten und Charlotte etwas Unrechtes zu denken, wäre ihr beinahe unmöglich gewesen.

Charlotte gefiel ihr allerdings nicht, denn wo die Eigenschaften und Geschmacksrichtungen so verschieden sind, wie es bei ihr und Charlotte der Fall war, da ist die gegenseitige Zuneigung nicht leicht; aber dennoch widerstritt es Mary's Gemüth, einen triftigern Grund zur Abneigung zu argwöhnen.

Selbst wenn sie erfahren hätte, daß jenes schöne Reitpferd, worauf sie von Charlotte besonders aufmerksam gemacht ward und welches hundertunddreißig Guineen kostete, ein Geschenk von ihrem Gatten war, würde sie diesem Geschenk keinen andern Beweggrund als freundliche Artigkeit untergelegt und höchstens angedeutet haben, daß es doch wohl ein wenig zu kostspielig sei. Eher hätte sie aber fast an sich selbst gezweifelt als an der Treue ihres Gatten.

Georg gab, wie wir schon von Charlotte erfahren haben, an diesem Tage ebenfalls eine Tischgesellschaft. Dieselbe sollte mit Einschluß seiner selbst und seines Bruders aus vierzehn Personen bestehen. Es waren meistens Herren aus der Umgegend, welche mit der Bank in Geschäftsverbindung standen.

Mr. Verrall und Lord Averil waren auch mit eingeladen, obschon ersterer keine Geschäfte mit der Bank machte.

Mary pflegte bei diesen Gesellschaften gar nicht zu erscheinen und spielte nicht einmal, wie Charlotte that, nach der Tafel die Wirthin im Salon. Zuweilen brachte Mary diese Abende außerhalb des Hauses zu, meistentheils in Ashlydyat oder bei ihren Aeltern. Zuweilen — und dies war auch an diesem Abend ihre Absicht — blieb sie in ihrem kleinen traulichen Wohnzimmer und ließ das übrige Haus frei.

Sie war den ganzen Tag über emsig mit ihrer Zeichnung beschäftigt gewesen und deshalb gar nicht aus dem Hause gekommen.

Georg war außerhalb des Hauses gewesen. Er hatte am späten Nachmittag einen Spazierritt mit Charlotte gemacht und kam nur eben Zeit genug nach Hause, um sich zur Tafel anzukleiden.

Die Bank war für den Tag geschlossen und die Comptoiristen hatten sich alle entfernt, mit Ausnahme eines einzigen, des alten Kassirers Mr. Hurde. Dieser blieb zuweilen länger da als die andern.

„Sind Privatbriefe für mich eingegangen?“ fragte Georg, indem er mit der Reitgerte in der Hand in das

Comptoir trat und das Regal, in welches die ungeöffneten Briefe gewöhnlich gelegt wurden, mit den Augen überflog.

Der Kassirer, früher ein langer Mann, aber jetzt gebückt einhergehend, mit silberner Brille und weißem Backenbart, machte auch einen langen Hals, um in das Briefregal zu sehen.

„Ein einziger ist da, Sir", rief er, ehe noch Georg das Comptoir durchschritten hatte.

Georg griff nach dem Brief. Dieser blieb an der Seitenwand des Faches hängen, und Georg ließ sich einen Ausruf der Ungeduld entschlüpfen, worauf sofort eine Miene getäuschter Erwartung folgte, als er die Adresse ansah.

„Dieser Brief ist ja gar nicht an mich", sagte Georg. „Er ist an Mr. Hastings. Wer hat die Briefe sortirt?"

„Mr. Hastings, glaube ich, wie gewöhnlich."

„Aber warum hat er einen Brief an sich selbst hier herein gelegt?" murmelte Georg bei sich selbst.

Mit diesen Worten ging er, nachdem er sich noch einmal im Comptoir umgeschaut, in das Privatkabinet hinein und suchte hier auf seinem Tische. Nein, es war kein Brief für ihn da.

Der Kassirer besann sich, daß sein Chef schon am Morgen einige Ungeduld über den Nichtempfang eines erwarteten Briefs verrathen hatte.

Georg sah auf seine Uhr.

„Die Zeit ist zu kurz, als daß ich erst noch zu Verrall gehen könnte", dachte er. „Uebrigens würde er, ehe ich die Folly erreichte, von dort aufbrechen, um sich hierher zu begeben."

Er ging hinauf in sein Zimmer, um sich anzukleiden, wozu er nie lange Zeit bedurfte. Dann begab er sich in das Zimmer seiner Gattin.

„Du zeichnest immer noch, Mary?“ fragte er.

Sie blickte mit heiterer Miene zu ihm auf.

„Ja, ich bin sehr fleißig gewesen“, versetzte sie. „Ich habe beinahe den ganzen Tag gezeichnet. Sieh! Mit diesem Blatt hier bin ich beinahe fertig.“

Georg stand mit zerstreuter Miene am Tische und seine Gedanken schienen mit andern, aber keineswegs angenehmern Dingen beschäftigt zu sein. Nach einer Weile begann er die alten Skizzen in Mary's Mappe durchzublättern.

Mary stand von ihrem Stuhle auf und stellte sich neben ihren Gatten, während sie ihren Arm um seinen Hals schlang. Er saß jetzt ein wenig seitwärts vom Tische auf einem Stuhl.

„Ich habe einige dieser Zeichnungen erst heute Morgen in die Mappe gelegt“, bemerkte sie. „Ich fand sie in einer Kiste in der Rumpelkammer. Ich glaube, sie sind heute, seitdem sie aus der Rectorei hierher geschafft worden, zum ersten Male an das Tageslicht gekommen. Weißt Du noch, was das ist?“

Georg nahm die Skizze, auf welche Mary hindeutete, in die Hand, betrachtete sie einige Augenblicke und rief dann:

„Ah, das ist eine Partie aus der Umgegend von Broomhead. Da steht Bray's Haus.“

„Wie freue ich mich, daß du es wiedererkennst!“ rief Mary in heiterem Tone. „Es ist dies ein Beweis, daß

meine Skizze naturgetreu ist. Entsinnst Du Dich noch des Tages, wo ich sie zeichnete, Georg?"

Georg konnte sich nicht darauf besinnen.

„O", rief Mary, „es war ja an dem Tage, wo ich über jene Schlange, oder was es sonst war, so gewaltig erschrak. Du warst ja mit Charlotte dabei zugegen. Wir flüchteten uns in Bray's Haus."

„Vor der Schlange?" fragte Georg.

Mary lachte.

„Lady Godolphin kam dazu und sagte, ich müßte in das Haus hineingehen, um auszuruhen und einen Schluck Wasser zu trinken. Ach, ich war so fürchterlich erschrocken! Ich weiß es noch ganz deutlich. Bray wollte uns später trauen", fuhr sie noch herzlicher lachend fort.

„Bray hätte mich für einige Schillinge mit Euch allen beiden getraut, mit Dir und Charlotte", sagte Georg.

„War es wirklich Dein Ernst, als Du mich auffordertest, es ihn thun zu lassen?" fragte Mary in träumerischem Tone nach einer Pause, während welcher ihre Gedanken in die Vergangenheit zurückschweiften.

„Ja, ich glaube, es war mein Ernst, Mary", entgegnete Georg. „Wir thun zuweilen sehr thörichte Dinge. Hättest Du ja gesagt, so würde ich Dich später für ein sehr einfältiges Mädchen gehalten haben."

„Das glaube ich auch. Siehst Du diese alte Walliserin unter der Thür?" hob Mary, auf die Zeichnung deutend, wieder an. „Sie war eine nette alte Frau, trotz ihrer Tabakspfeife. Ich möchte wissen, ob sie noch lebt. Vielleicht weiß es Margery. Sie erhielt heute Morgen einen Brief von ihrer Schwester."

„So?“ entgegnete Georg in gleichgültigem Tone. „Ich sah allerdings, daß sich unter den Briefen einer mit dem schottischen Poststempel für sie befand. Steckt Bray vielleicht wieder einmal in Noth?“

„Diese armen Leute scheinen fortwährend in Noth zu stecken, wenigstens schließe ich dies aus den häufigen Bitten um Unterstützung. Lady Godolphin ist gegen Margery's Schwester sehr freundlich, und diese schreibt selbst, daß sie ohne Mylady's Beistand geradezu verhungern müßte.“

Während Mary noch sprach, hörte man einen Wagen vorfahren und Georg zog die Klingel. Auf diesen Ruf erschien Mary's Zofe, aber Georg sagte, er wolle den Kellermeister sprechen. Dieser erschien.

„Kam jetzt Mr. Verrall?“ fragte ihn Georg.

„Nein, Sir, es ist Mr. Thomas Godolphin“, war die Antwort.

„Wenn Mr. Verrall kommt, so laßt ihn in das Sprechzimmer der Bank treten und ruft mich. Ich wünsche mit ihm zu sprechen, ehe er sich in den Salon begibt.“

Mit diesem Befehl entfernte sich der Kellermeister.

Georg trat sodann in das anstoßende Schlafzimmer.

Nach einigen Minuten hörte man abermals Jemand in das Haus treten und schnell die Treppe heraufkommen. Gleich darauf ward ungestüm an Mary's Thüre gepocht.

Es war, wie sich ergab, Isaak Hastings, Mary's Bruder, ein schöner junger Mann mit verständigem Gesicht.

„Sind die Herren schon bei Tische, Mary?“ rief er hastig.

„Nein, es ist noch nicht Zeit. Es ist auch noch gar Niemand weiter da als Mr. Thomas Godolphin.“

„Ich habe einen dummen Streich gemacht, ich —"

„Ah, Sie sind es, Isaak?" unterbrach ihn Georg, indem er in das Wohnzimmer seiner Gattin zurückkehrte. „Ich konnte mir gar nicht denken, wer so schnell heraufgerannt käme."

„Ich wollte Sie noch treffen, Sir, ehe Sie sich zur Tafel setzten", entgegnete Isaak, indem er Georg einen Brief hinhielt. „Dieser Brief ist an Sie, Sir", fuhr er fort. „Er kam heute Nachmittag und ich legte ihn, wie ich glaubte, in das Regal, während ich einen andern, zugleich mit angekommenen und an mich adressirten in die Tasche steckte. So eben aber finde ich, daß ich Ihren Brief mit fortgenommen und den meinigen zurückgelassen habe."

„Der Ihrige liegt noch unten im Regal", sagte Georg. „Ich konnte nicht begreifen, wie er hineingekommen war. Hurde sagte, Sie hätten die Briefe sortirt."

Mit diesen Worten ergriff er den Brief, warf einen Blick auf die Adresse und zog sich dann an das Fenster zurück, um ihn zu lesen.

Der Brief schien nur einige Zeilen zu enthalten.

Georg las ihn zweimal durch und richtete dann sein Gesicht empor, welches auf einmal einen schmerzlichen, hoffnungslosen Ausdruck von Erregung und Verwirrung angenommen zu haben schien.

Mary sah dies im Spiegel und wendete sich sofort zu ihrem Gatten herum.

„Was gibt es, Georg?" rief sie. „Hast du schlimme Nachrichten erhalten?"

Georg zerknitterte den Brief in der Hand.

„Schlimme Nachrichten? O durchaus nicht! Warum

vermuthest Du das? Es ist ein Geschäftsbrief, den ich aber schon gestern hätte erhalten sollen, und diese Verzögerung ist mir unangenehm."

Mit diesen Worten verließ Georg das Zimmer.

Isaak schickte sich ebenfalls zum Fortgehen an.

„Willst Du nicht dableiben und Thee mit mir trinken, Isaak?" sagte Mary. „Dinirt habe ich schon. Ich erwarte Rosa."

„Ich bin schon zu Thee", antwortete Isaak lachend. „Ich war bei Grace. Wir wollten uns eben zum Thee niedersetzen, als ich mit der Hand in die Tasche fuhr, um den Brief herauszunehmen, und fand, daß die Adresse an Mr. Georg Godolphin lautete."

„Dann scheinst Du Dich mit dem Lesen Deiner Privatbriefe aber nicht sonderlich zu beeilen", bemerkte Mary.

„Ich wußte ja, von wem er war. Die Sache hatte keine Eile. Sobald ich aber meinen Irrthum bemerkte, lief ich sogleich von Grace's Wohnung hierher und muß nun wieder zurück. Leb wohl, Mary."

Mit diesen Worten entfernte sich Isaak. Georg kam mehrmals wieder in das Zimmer und ging unruhig hin und her, hinein und heraus. Man hatte mittlerweile mehrere Wagen kommen hören, und Mary war überzeugt, daß nun alle Gäste oder doch so ziemlich alle da sein müßten.

„Warum gehst Du nicht zu Deinen Gästen, Georg?" fragte sie.

Gerade als sie dies sagte, schlug die Stunde, zu welcher das Diner beginnen sollte, und Georg verließ das Zimmer.

Er ging jedoch nicht in den Salon, sondern die Treppe hinunter und sprach mit dem Kellermeister.

„Ist Mr. Verrall noch nicht da?“ fragte er.

„Nein, Sir“, antwortete der Kellermeister; „die übrigen Herren sind alle da.“

Georg ging wieder die Treppe hinauf und trat in den Saal. Er war jetzt wieder der lebenslustige schöne Georg. Auf seiner Stirn war nicht eine Spur von Unruhe und in seinen hellen blauen Augen nicht ein Schatten von Sorge zu sehen. Er drückte seinen Gästen die Hand, entschuldigte sich, daß er sie nicht schon früher begrüßt, und sagte, er habe schon gewußt, daß sein Bruder da sei und einstweilen seine Stelle vertreten werde.

Die Conversation kam auf einige Minuten in lebhaften Gang und gerieth dann wieder ins Stocken. Thomas Godolphin flüsterte seinem Bruder zu:

„Georg, ich kann nicht lange warten. Mr. Verrall kommt wahrscheinlich nicht.“

Georg ward vor Aerger oder einem sonstigen derartigen Gefühl ganz roth im Gesicht.

„Wie, er käme nicht?“ entgegnete er. „Freilich kommt er! Ich wüßte nicht, was ihn abhalten könnte.“

Thomas sagte weiter nichts. Man wartete und wartete, und es ist eine bekannte Sache, wie peinlich ein solches Warten ist.

Nach einer Weile schaute der Kellermeister zur Thür herein. Georg glaubte, es sei dies ein Wink, daß das Diner in Gefahr schwebe, zu verderben, und ertheilte daher, wenn auch ungern, Befehl zum Serviren.

Plötzlich ward laut an die Hausthür gepocht, so laut,

daß es durch das ganze Haus dröhnte. Georg's Gesicht heiterte sich auf.

„Da kommt er!" rief er. „Es ist aber nicht recht von ihm, uns so lange warten zu lassen."

„Da kommt er nicht!" würde Georg gesagt haben, wenn er durch die geschlossene Thüre den Einlaßbegehrenden hätte sehen können. Es war nämlich weiter Niemand als der Gast, welchen Mary erwartete, ihre Schwester, die hübsche Rosa Hastings.

Siebentes Kapitel.

Die Tafel war umfangreich, und bei der verhältnißmäßig geringen Zahl der Gäste fiel das Ausbleiben eines derselben natürlich sofort in die Augen. Mr. Verrall's Stuhl war noch leer; er würde noch kommen, sagte Georg. Ein Geistlicher war nicht mit zugegen, und Thomas Godolphin sprach daher das Tischgebet. Er saß am Fuße der Tafel, seinem Bruder gegenüber.

„Wir sind unser dreizehn!" rief Sir John Pevans, ein junger Baronet und einfältiger Geck, welcher fortwährend Angst vor der Schwindsucht hatte. „Das gefällt mir nicht. Es ist die ominöse Zahl, wie Sie wissen, meine Herren."

Einige der Gäste lachten.

„Was ist das eigentlich für ein sonderbarer Aberglaube?" fragte Oberst Max. „Ich bin nie im Stande gewesen, ihn zu verstehen."

„Der Aberglaube ist der, daß, wenn eine Gesellschaft von dreizehn Personen bei Tische sitzt, dann sicherlich, ehe ein Jahr um ist, eine davon stirbt", entgegnete der junge Pevans in ernstem Tone.

„Aber warum ist die Zahl dreizehn nicht eine ebenso gute wie jede andere?" rief Oberst Max, der den Baronet sich noch weiter aussprechen lassen wollte. „Warum ist sie nicht so gut wie zum Beispiel vierzehn?"

„Es ist eine ungerade Zahl."

„Aber deren gibt es ja noch sehr viele. Wie steht es mit elf? Wie steht es mit fünfzehn?"

„Das weiß ich weiter nicht", entgegnete Sir John; „ich weiß blos, daß der Aberglaube besteht und daß ich ihn in mehr als einem Falle bestätigt gefunden habe. Drei oder vier Gesellschaften von dreizehn Personen, welche sich zu Tische niedergesetzt, haben, ehe noch ein Jahr um war, eine davon verloren. Sie werden mich natürlich auslachen, und ich bin auch schon früher ausgelacht worden, aber wir wollen doch einmal sehen, was in dem vorliegenden Falle geschieht. Wir sind jetzt unser dreizehn hier, und nun wollen wir aufmerken, ob wir zu Ende des Jahres noch alle am Leben sind."

Thomas Godolphin dachte bei sich im Stillen, daß höchst wahrscheinlich wenigstens einer von ihnen in einem Jahre nicht mehr hier sitzen würde. Mehrere der Gäste lachten und witzelten; einige waren ernst, der ernsteste aber war Lord Averil.

„Sie glauben doch nicht etwa auch daran, Averil?" rief Oberst Max überrascht, als er ihn ansah.

„Ich?" war die Antwort. „Ganz gewiß nicht. Wie kommen Sie auf diese Frage?"

„Sie machen ein so ernstes Gesicht."

„Wenn vom Tode die Rede ist, liebe ich nicht zu scherzen, wäre es auch nur durch ein Lächeln", entgegnete

Lord Averil. „Ich habe einmal in diesem Punkt eine Lehre erhalten und ich werde diese mein ganzes Leben lang nicht vergessen.“

„Wollen Sie uns die Sache nicht ausführlich erzählen?“ fragte Sir John, welcher erst heute Lord Averil's Bekanntschaft gemacht hatte.

„Jetzt kann ich es nicht erzählen“, entgegnete Lord Averil. „Es ist kein Gegenstand, der sich für eine heitere Gesellschaft eignet“, setzte er freimüthig hinzu. „Wenn Sie aber glauben, daß dadurch Ihre abergläubische Behauptung unterstützt würde, so irren Sie sich, Sir John.“

„Ich glaube, ich habe wenigstens fünfzigmal zu dreizehn mit bei Tische gesessen“, rief Oberst Max, „und wir haben alle das Jahr überlebt und noch viele Jahre dazu. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, Sir John, so würde ich solchen Unsinn nicht wieder zur Sprache bringen.“

Sir John antwortete nicht sogleich, denn er schlürfte eben sein erstes Glas funkelnden Wein.

„Nun, merken Sie nur auf, weiter sage ich nichts“, entgegnete er dann. „Es ist durchaus nicht mein Wunsch, ein krächzender Unglücksrabe zu sein, aber gestehen muß ich, daß ich nicht gern zu dreizehn bei Tische sitze.“

„Könnten wir nicht Verrall zum Sündenbock erklären und das Unheil auf sein Haupt herabrufen?“ rief eine spottende Stimme. „Er ist ja schuld daran.“

„Sir John“, bemerkte ein Anderer, „wie berechnen Sie denn die Zeit? Wird der erwartete Todesfall sich ereignen, ehe das jetzt laufende Jahr des Heils um ist, oder geben Sie uns, von heute Abend an gerechnet, volle zwölf Monate Zeit?“

„Machen Sie mich lächerlich, soviel Sie wollen“, sagte Sir John gutgelaunt. „Ich sage weiter nichts als: Merken Sie auf! Wenn von allen, die wir jetzt hier sitzen, heute übers Jahr ein jeder noch am Leben ist, so verspreche ich, diesem Aberglauben nie wieder zu huldigen. Ich hoffe, wir werden noch dasein.“

„Ich hoffe es auch“, stimmte Oberst Max bei. „Sie sind übrigens ein ganz ausgezeichneter Gast, wenn Sie immer dergleichen Dinge zur Sprache bringen, und man wird Sie gern einladen. Ich glaube, Mr. Georg Godolphin denkt auch so.“

Mr. Georg Godolphin schien aber an etwas zu denken, was ihn ein wenig zerstreut machte. Seine Pflichten als Wirth wurden namentlich dadurch sehr beeinträchtigt, daß er fortwährend auf das Oeffnen der Hausthür horchte. Mitten durch das Gespräch, das Klappern der Teller und durch das geräuschvolle Oeffnen der Flaschen hindurch lauschte sein Ohr auf das Anpochen, welches Mr. Verrall verkünden würde.

Allerdings war es sehr sonderbar, daß dieser weder kam noch schickte. Endlich gab Georg die Hoffnung ganz auf, und es blieb ihm weiter nichts zu thun übrig, als sich zu sammeln und Mr. Verrall zu vergessen.

Das Mahl war ein ausgezeichnetes, wie dies bei Georg Godolphin's Diners stets der Fall zu sein pflegte. Es wurden dabei weder Kosten noch Mühe gespart. Delicatessen, wie sie die Jahreszeit mit sich brachte oder nicht mit sich brachte, waren allemal in Menge vorhanden. Die Schildkrötensuppe schien auf Georg's Tafel würziger zu sein als anderwärts, das Wildpret war mehr als Wild-

pret, der Rheinwein hatte ein volleres Bouquet und der Champagner besaß ein Feuer wie sonst nirgends.

Das heutige Diner machte seinen Vorgängern keine Schande, und die Gäste schienen trotz Mr. Verrall's Ausbleiben und Sir John's Unglücksprophezeiung es sich vortrefflich munden zu lassen.

Der Abend verging und einige Herren labten sich an einer Tasse Kaffee, als der Kellermeister seinem Herrn ein Briefchen in die Hand drückte.

„Der Bote wartet auf Antwort, Sir", flüsterte er.

Georg schlich sich unbemerkt aus dem Zimmer, öffnete den Brief und las ihn. Er war so fest überzeugt gewesen, daß der Brief von Mr. Verrall käme und Nachricht über die Ursache seines Ausbleibens gäbe, daß er ihn zweimal lesen mußte, ehe er sich die Thatsache, daß der Brief gar nicht von Mr. Verrall war, richtig vergegenwärtigen konnte. Es waren nur wenige Zeilen mit Bleistift geschrieben, aus dem ersten Gasthaus des Ortes datirt, und lauteten wie folgt:

„Lieber Godolphin!

Ich bin unwohl und schlecht gelaunt und habe hier mitten in meiner Reise Halt gemacht, um eine Nacht Ruhe zu genießen, ehe ich wieder aufbreche, was morgen früh sechs Uhr geschehen muß. Komm doch auf eine halbe Stunde zu mir, alter Freund! Wer weiß, wann wir einander wiedersehen. Das Regiment wird morgen eingeschifft und dies kann nicht ohne mich geschehen. Komm sogleich oder ich bin schon zu Bett.

G. St.-Aubyn."

Den ganzen Abend war Georg von einem brennenden, fast ununterdrückbaren Wunsche gefoltert worden, dem Wunsche, nach Verrall's Wohnung eilen zu können, um die Ursache seines Ausbleibens zu erfahren. Dieses an und für sich würde ihn nicht im mindesten beunruhigt haben, wenn er nicht einen im höchsten Grade drängenden Grund gehabt hätte, Verrall zu sprechen. Seine Gäste sich selbst zu überlassen, wäre kaum thunlich gewesen, dieser Brief aber schien gerade den fehlenden Vorwand zu liefern, wenigstens beschloß Georg, diesen Vorwand geltend zu machen.

„Diesen Brief hat wohl ein Kellner des Gasthauses gebracht, Pierce?" fragte er den Kellermeister.

„Ja, Sir."

„Mein Compliment an den Kapitän St.-Aubyn und ich würde sogleich zu ihm kommen."

Nachdem Georg dies gesagt, kehrte er wieder in das Zimmer zurück, um seine Gäste um einen kurzen Urlaub zu ersuchen und Kapitän St.-Aubyn's Krankheit als Rechtfertigung seines Verstoßes gegen die gesellschaftliche Etikette zu benutzen. Plötzlich fiel ihm ein, daß es am besten sein würde, wenn er blos Thomas von seinem Vorhaben in Kenntniß setzte, und er führte diesen daher auf die Seite.

„Thomas, ich muß Dich bitten, auf eine halbe Stunde meine Stelle als Wirth zu vertreten", flüsterte er ihm zu. „St.-Aubyn hat mir eben eine dringende Aufforderung geschickt, ihn in der Glocke zu besuchen. Er ist auf dem Durchmarsche begriffen und hat sich genöthigt gesehen, hier Halt zu machen. Er ist sehr krank."

„Kannst Du nicht morgen früh zu ihm gehen?" fragte Thomas.

„Er muß schon um sechs Uhr wieder aufbrechen. Sein Regiment wird morgen eingeschifft. Ich bin wieder da, ehe noch Jemand Zeit gehabt haben wird, mich zu vermissen. Sollte dies aber ja der Fall sein, so sage nur, daß eine Pflicht der Freundschaft mich auf einige Augenblicke abgerufen hätte und daß ich sogleich wieder dasein würde."

Mit diesen Worten entfernte sich Georg. Thomas fühlte sich diesen Abend ungewöhnlich wohl und gab sich daher alle Mühe, seinen Bruder auf würdige Weise zu vertreten.

Georg blieb, sobald er das Haus im Rücken hatte, zögernd stehen. Sollte er gleich vor allen Dingen nach Lady Godolphin's Folly eilen und sich der ihn marternden Ungewißheit entledigen, oder sollte er erst in die Glocke gehen?

Dieses Gasthaus stand ganz in der Nähe, aber in der entgegengesetzten Richtung zu Ashlydyat. Er lenkte daher seine Schritte zunächst nach der Glocke und befand sich binnen wenigen Minuten in Kapitän St.-Aubyn's Zimmer.

Sie waren alte Freunde und kannten einander schon von ihren Schuljahren her. St.-Aubyn war aus derselben Grafschaft, aber von der äußersten Grenze derselben gebürtig. Georg hatte ihn vor einigen Tagen gesprochen und ihm schon damals glückliche Reise gewünscht. Er war mit seinem Regimente nach Malta bestimmt.

„Es thut mir leid, daß ich Dich habe holen lassen", rief Kapitän St.-Aubyn, indem er Georg die Hand bot. „Wie ich höre, hast Du heute Abend Gesellschaft."

„Du hättest mir keinen größern Gefallen thun können",

antwortete Georg freimüthig. „Ich hätte gleich fünf Pfund aus meiner Tasche darum gegeben, wenn ich einen Vorwand gehabt hätte, mich zu entfernen, und Dein Brief kam mir daher im höchsten Grade gelegen.“

Die Freunde plauderten etwa fünf Minuten lang mit einander; dann nahm Georg Abschied und machte sich auf den Weg nach Lady Godolphin's Folly.

Seine Füße schienen kaum den Boden zu berühren, so eilte er. Er lüftete den Hut und ließ seine von innerer Unruhe erhitzte Stirn von der kühlen Nachtluft anwehen.

Es war eine sehr helle Nacht und der Mond stand hoch am Himmel.

Gerade als Georg durch das dunkle Wäldchen schritt, welches sich auf dem Grund und Boden der Folly befand, sah er Charlotte Pain in kurzer Entfernung aus diesem Wäldchen hervorkommen. Sie hatte einen dunkelfarbigen Shawl oder Mantel vollständig über Kopf und Körper geworfen, um, wie es schien, sich unkenntlich zu machen oder sich zu verbergen. Ihr Gesicht war einen Augenblick lang dem Mondschein zugekehrt und die Züge desselben nicht zu verkennen.

Sobald sie den Rand des Wäldchens erreicht hatte, duckte sie sich nieder und eilte unter dem deckenden Schutz der Bäume weiter.

Georg beschleunigte seinen Schritt, um sie einzuholen.

Als er aber die Stelle erreichte, wo er mit ihr zusammenzutreffen gedachte, war sie nicht da. Es war überhaupt Niemand da. Wo war sie hingekrochen? Wie war sie verschwunden? Sie mußte wieder unter die Bäume hineingeschlüpft sein.

Georg lag indessen zu viel daran, bald mit Mr. Verrall zu sprechen, als daß er sich über Charlotte lange den Kopf zerbrochen hätte. Er schritt daher hinüber nach der Terrasse und zog die Klingel.

Hielten die Diener ein fröhliches Zechgelag? Er mußte nochmals klingeln und that dies in so nachdrücklicher Weise, daß man es in Ashlydyat hätte hören können.

„Ist Mr. Verrall zu Hause?“ fragte er den endlich öffnenden Diener.

„Nein, Sir; aber Mistreß Pain ist da.“

„Mistreß Pain ist nicht da“, dachte Georg bei sich selbst, folgte aber dem Diener nach dem Empfangszimmer.

Zu seinem unbeschreiblichen Erstaunen sah er hier Charlotte am Stickrahmen sitzen. Sie war in Abendtoilette und ihr Haar mit Juwelen durchflochten. Ruhig und still saß sie da und ihr kleiner Hund lag fest schlafend auf einem Stuhle neben ihr.

Es war fast geradezu unmöglich zu glauben, daß sie vor erst wenigen Minuten draußen unter den Bäumen umhergelaufen sei, als ob sie Jemand verfolge.

Und dennoch, wenn es hätte sein müssen, hätte Georg darauf geschworen, daß das Gesicht, welches er gesehen, das Charlottens gewesen sei. Er ward daher durch ihren Anblick so verblüfft, daß er die Absicht, welche ihn hierher geführt, für den Augenblick ganz vergaß.

„Sie scheinen sehr überrascht zu sein und haben auch Grund dazu“, rief Charlotte, indem sie ihn ansah, und Georg bemerkte, als sie sprach, daß in ihrem Gesicht ein eigenthümlicher Ausdruck lag. „Mich arbeiten zu sehen, ist ein Weltwunder. Ich sah aber gestern in einem Kauf-

laden eine gestickte Decke, die mir so gefiel, daß ich sie kaufte, um eine zweite nach demselben Muster zu fertigen. Anstatt aber dies zu thun, habe ich fast weiter nichts gemacht als die andere aufgetrennt."

Sie zeigte, indem sie dies sagte, auf den Fußboden. Hier und halb von ihrem Gewand bedeckt, lag ein Haufen krauses Baumwollengarn, ohne Zweifel die aufgetrennte Stickerei. Charlotte handhabte wieder fleißig die Nadel und heftete ihre Augen von Zeit zu Zeit auf das neben ihr liegende Modell.

„Wie rasch müssen Sie hereingekommen sein!" rief Georg.

„Hereingekommen? Von wo denn?" fragte Charlotte.

„Als ich mich dem Hause näherte, sah ich Sie gebückt linker Hand in der Nähe des Wäldchens hineilen. Sie hatten etwas Schwarzes über dem Kopf."

„Das haben Sie sich blos eingebildet", entgegnete Charlotte. „Ich bin nicht ausgewesen."

„Aber ich habe Sie ganz gewiß gesehen", wiederholte Georg. „Ich konnte mich nicht irren. Wenn ich etwas Arges dächte, Charlotte, so würde ich behaupten, Sie hätten etwas vorgehabt, wobei Sie nicht gesehen oder beobachtet zu sein wünschten. Sie duckten sich unter den Schatten der Bäume und bewegten sich ungemein schnell vorwärts."

Charlotte richtete das Gesicht empor und sah Georg mit verwunderten Augen an.

„Ist das Ihr Scherz oder Ihr Ernst?" fragte sie.

„In meinem Leben habe ich nicht mehr im Ernst gesprochen als jetzt. Ich hätte mein Leben verwettet, daß ich Sie gesehen."

„Ich versichere Ihnen aber, daß ich, seitdem ich vom Diner in dieses Zimmer gekommen bin, es mit keinem Fuße verlassen habe. Ich weiß gar nicht, welcher Dämon mich treibt, daß ich mich mit dieser unsinnigen Arbeit beschäftige", setzte sie hinzu, indem sie mit einem plötzlichen Ausbruch von mürrischer Laune die Stickerei von sich schleuderte. „Ich habe schon Kopfweh davon bekommen und mir deshalb Thee bringen lassen."

„Sie sehen auch wirklich sehr unwohl aus", bemerkte Georg.

„Nicht wahr? Ich bin sonst selten mit solchem Kopfweh geplagt. Der Schmerz sitzt hier über meiner linken Schläfe. Benetzen Sie mir dieselbe doch ein wenig, Georg."

Auf dem Tische lag ein Taschentuch und daneben stand eine Flasche Eau de Cologne. Georg unterzog sich galant dem von ihm geforderten Dienst, konnte seine Neugier und Verwunderung aber immer noch nicht überwinden.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Charlotte", hob er wieder an. „Wenn Sie es nicht selbst gewesen sind, so —"

„Muß es mein alter, blinder, schwarzer Hund gewesen sein", unterbrach ihn Charlotte. „Dieser hat es in der Gewohnheit, des Nachts unter den Bäumen herumzuschleichen. Na, nun ist Ihnen das Wunder wohl klar?"

„So muß es ihre Doppelgängerin gewesen sein, wollte ich sagen", fuhr Georg fort. „Ich sah Ihr Gesicht ganz deutlich. Aber wenn Sie sagen, Sie seien es nicht gewesen, so muß ich es glauben, und es beweist dies, wie sehr der Mensch sich irren kann. Wo ist Verrall? Er hat mir heute Abend einen schönen Streich gespielt!"

„Was denn für einen Streich?“ fragte Charlotte. „Verrall ist nach London gereist.“

„Nach London gereist?“ rief Georg im Tone des Schreckens und Schmerzes. „Das ist nicht möglich.“

„Es ist aber so“, versetzte Charlotte. „Als ich von unserm Spaziergang nach Hause kam, stand Verrall eben im Begriff, mit dem nächsten Zuge abzugehen. Er hatte eine telegraphische Depesche erhalten, welche ihn so plötzlich abrief.“

„Aber warum kam er dann nicht erst zu mir? Er wußte, wie sehr ich wünschen mußte, ihn zu sprechen. Er hätte kommen sollen.“

„Ich glaube, er hatte die größte Eile, den Zug nicht zu verfehlen“, erwiderte Charlotte.

„Aber warum hat er mir keine Nachricht zukommen lassen?“

„Er hat Sie benachrichtigt. Wenigstens hörte ich, daß er einem der Diener auftrug, Ihnen zu melden, er sei unerwartet nach London gerufen worden und könne daher nicht bei Ihrem Diner erscheinen. Ihre Gäste müssen sehr zeitig aufgebrochen sein.“

„Meine Gäste sind noch nicht aufgebrochen. Ich verließ sie, um zu sehen, wo Verrall bliebe, denn die Meldung, von der Sie sprechen, ist mir keineswegs zugegangen.“

„Dann will ich sogleich nachfragen“, sagte Charlotte und wollte sich erheben.

Georg drängte sie mit sanfter Gewalt wieder auf ihren Sitz zurück.

„Es kommt weiter nichts darauf an“, sagte er. „Allerdings wäre mir dadurch einige Ungewißheit erspart worden,

aber ich bin froh, daß ich das Diner überstanden habe, ohne es zu wissen. Ich muß Verrall sprechen."

Charlotte setzte ihre Absicht durch und zog die Klingel.

„Wenn es Ihnen auch lieb ist, nichts erfahren zu haben, Georg", sagte sie, „so ist das doch keine Entschuldigung für die Nachlässigkeit meiner Diener. Wenn ich diesen es so hingehen lasse, so vergessen sie auch einmal eine wichtigere Botschaft."

Die Botschaft war aber nicht vergessen worden. Der Diener hatte, wie sich ergab, seinen Herrn blos falsch verstanden und die Meldung in Ashlydyat anstatt in der Bank gemacht.

„Wer hätte geglaubt, daß ein Mensch so dumm sein könnte!" bemerkte Charlotte zu Georg, als die Sache erörtert war. „Zuweilen kommt es mir vor, als hätten manche Menschen nur halb soviel Hirn im Kopfe wie andere."

„Charlotte, ich muß Verrall sprechen", hob Georg wieder an. „Ich habe heute Abend von London einen Brief erhalten, den ich schon gestern hätte erhalten sollen, und bin dadurch in die größte Angst und Unruhe versetzt worden."

„Betrifft er die alte Angelegenheit?" fragte Charlotte.

„Allerdings. Schauen Sie her."

Mit diesen Worten zog Georg den Brief aus der Tasche.

Es war derselbe Brief, welchen Isaak Hastings ihm gebracht und von welchem er Mary versichert hatte, derselbe enthielte keine schlimmen Nachrichten.

Er schlug den Brief auseinander und reichte ihn Charlotte zur Durchsicht.

Besser wäre es vielleicht gewesen, wenn Georg seine Gattin zur Busenfreundin gewählt hätte, anstatt Charlotte. Weit besser für die Männer im Allgemeinen wäre es, wenn sie ihre Geheimnisse ihren Frauen mittheilten, anstatt den Nebenbuhlerinnen derselben, wie umfassend auch die Reize dieser letztern Damen sein mögen. Georg bettete sich jedoch, wie wir alle thun, selbst, und wie er sich bettete, so mußte er schlafen.

„Was soll ich beginnen, Charlotte?“ fragte er.

Charlotte saß über den Brief gebückt und drückte sich die Hand auf die Stirn. Ihre Miene verrieth Unruhe und Verlegenheit, die fast ebenso groß zu sein schien als die Georg's.

„Es ist eine gefährliche Situation“, sagte sie endlich, „und wenn dieselbe nicht abgewendet wird —“

Sie stockte und ihre Augen begegneten sich.

„Ja“, wiederholte er, „wenn sie nicht abgewendet wird, dann bleibt mir weiter nichts übrig als —“

„Still, still, Georg!“ sagte sie, indem sie ihm die Hand auf den Mund legte und dann auf seine Finger herabfallen ließ, wo sie liegen blieb.

So saßen sie eine Viertelstunde nach der andern dicht beisammen und im eifrigen Gespräch. Charlotte genoß sein volles Vertrauen. Von welcher Art und Beschaffenheit seine Verlegenheiten auch sein mochten, so erhielt Charlotte doch gründliche Kenntniß davon.

Endlich sprang Georg auf.

„Ich vergesse alles!“ rief er. „Ich vergesse, daß meine Gäste auf mich warten. Ich muß fort, Charlotte.“

Sie erhob sich ebenfalls, legte ihren Arm in den seinen und ging ein paar Schritte mit ihm, als ob sie ihn hinausgeleiten wollte. Vielleicht war dies so ihre Gewohnheit.

„Nicht dorthin", sagte sie plötzlich, denn Georg stand im Begriff, den innern Laden einer der auf die Terrasse hinausführenden Glasthüren zu öffnen. „Kommen Sie in das Nebenzimmer und ich will dort öffnen."

Das Nebenzimmer war finster. Sie öffneten die Glasthür und standen noch eine Minute innerhalb des Zimmers in eifrigem Gespräch. Dann verließ er sie und ging hinaus.

Er beabsichtigte heimwärts den einsamen Pfad einzuschlagen, weil es der nächste war. Es war dies jener dunkle schmale Weg, dessen der Leser sich erinnern wird, wo die Zweige der Eschen oben zusammenstießen und wo, wie das Gerücht behauptete, des Nachts ein Geist hin und her marschirte.

Georg dachte jetzt an keine Geister oder Gespenster. Er trug ein Gespenst in sich, welches furchtbar genug war, um ein ganzes Heer anderer in die Flucht zu schlagen. Nichtsdestoweniger prallte Georg einen Schritt zurück, als er innerhalb des Eschengangs, unmittelbar nachdem er den Steg passirt, ein lautes Stöhnen vernahm und zugleich eine dunkle Gestalt auf einer zerbrochenen Bank sitzen sah.

Es war an dieser Stelle ganz finster. Die dichtbelaubten Eschen ließen die Strahlen des Mondes nicht durchdringen.

Georg war eben noch von hellem Mondenschein umgeben gewesen und erkannte daher nicht sogleich, wer hier

saß. Allmälig jedoch gewöhnten seine Augen sich an das Dunkel.

„Thomas!“ rief er bestürzt; „bist Du es?“

Thomas — denn er war es wirklich — erfaßte seinen Bruder, neigte sich vorwärts, legte seine Stirn auf Georg's Arm und brach wieder in lautes Stöhnen aus.

Daß Georg Godolphin es lieber gesehen hätte, wenn ihm zu dieser Stunde und an diesem Orte ein wirklicher Geist begegnet wäre, als sein Bruder, steht außer allem Zweifel. Für einen Schulknaben kann es sehr amüsant sein, Kirschpudding zu stehlen, aber dennoch ist es für ihn nicht angenehm, beim Heraustreten aus der Speisekammer erwischt zu werden.

Besser wäre es gewesen, die ganze Welt hätte in diesem Augenblicke eine ungewöhnliche Sehnsucht nach Mr. Verrall's Gesellschaft bei Georg entdeckt, als daß dies durch Thomas geschah. Wenigstens glaubte Georg dies, aber es ist eine bekannte Sache, daß das böse Gewissen selbst den Muthigsten zum Feigling macht. Nichtsdestoweniger gab er seinem Bruder seine herzliche Theilnahme zu erkennen.

„Immer stütze Dich auf mich, Thomas“, sagte er. „Ist Dir erst hier auf einmal so unwohl geworden?“

Noch eine Minute verging, dann war der Paroxysmus des Schmerzes vorüber. Thomas wischte sich den Thau von der Stirn und Georg setzte sich neben ihn auf die schmale Bank.

„Wie kommst Du so ganz allein hierher, Thomas?“ fragte er. „Wo ist Dein Wagen?“

„Ich hatte den Wagen zeitig bestellt und er kam gleich

darauf, nachdem Du fortwarst", entgegnete Thomas. „Da ich mich ganz wohl fühlte und ich Dir versprochen hatte zu warten, so schickte ich den Wagen wieder zurück und sagte, ich würde zu Fuße nach Hause kommen. Der Schmerz ereilte mich, gerade als ich hier an diese Stelle kam, und wäre diese Bank nicht gewesen, so wäre ich umgefallen. Aber Georg, was führt denn Dich hierher?" war die nächste sehr natürliche Frage. „Du sagtest mir doch, Du wolltest in die Glocke zu Deinem Freund, dem Kapitän St.-Aubyn gehen?"

„Bei diesem war ich auch", entgegnete Georg sehr rasch sprechend. „Ich fand den Kapitän sehr unwohl, rieth ihm daher, sich lieber zu Bette zu legen, und verließ ihn. Der Abend war sehr schön; ich hatte große Lust, noch einen kleinen Spaziergang zu machen und ging deshalb hier herauf, um Verrall zu fragen, was ihn bewogen habe, von dem Diner wegzubleiben. Wie ich höre, ist er plötzlich nach London gerufen worden, und der dumme Diener hat die Meldung davon in Ashlydyat gemacht, anstatt in der Bank."

Thomas hätte nun wohl fragen können: „Aber wenn Verrall verreist ist, warum bist Du denn so lange geblieben?" Er schwieg jedoch.

„Sind meine Gäste schon alle fort?" fragte Georg.

„Ja, alle. Ich entschuldigte Dich wegen Deiner Abwesenheit. Da ich da war, so war es ja ganz dasselbe und die Herren schienen es auch so zu betrachten. Georg, ich glaube, Du mußt mir Deinen Arm leihen und mich nach Hause geleiten. Sieh nur, was für ein alter Mann ich werde!"

„Willst Du nicht noch eine Weile ruhen? Da die Herren fort sind, so habe ich ja durchaus keine Eile. Was ist dies nur für ein Schmerz, von dem Du seit einiger Zeit so oft heimgesucht wirst?"

„Ist Dir niemals eingefallen, was dieser Schmerz zu bedeuten haben könne?" entgegnete Thomas in ruhigem Tone.

„Nein", entgegnete Georg. Er bemerkte aber, daß der Ton seines Bruders ein eigenthümlicher war, und begann in Gedanken das Register aller Mängel und Gebrechen zu durchlaufen, denen der sterbliche Mensch unterworfen ist. „Rheumatismus kann es wohl nicht sein, Thomas."

„Nein; es ist etwas Schlimmeres als Rheumatismus", entgegnete Thomas in seinem heiter-ruhigen Tone. „Es wird nur noch eine kurze Weile dauern, Georg, dann bist Du Herr von Ashlydyat."

Georg war es, als stünde ihm das Herz still, während es doch gleich darauf desto ungestümer wieder zu schlagen begann. Die Worte seines Bruders berührten die empfindlichsten Saiten seines Gefühls und zwar aus mehr als einem Grunde.

„Was willst Du damit sagen, Thomas? Was glaubst Du, was Dir eigentlich fehle?"

„Weißt Du noch, woran unsere Mutter starb?" fragte Thomas.

Es trat eine schmerzliche Pause ein.

„O Thomas!" rief Georg dann.

„Es ist aber einmal so", bemerkte Thomas ruhig.

„Ich hoffe, daß Du Dich irrst. Ich hoffe innig, daß

Du Dich irrst!" wiederholte Georg. „Hast Du schon ärztlichen Rath gesucht?"

„Ja", entgegnete Thomas. „Snow bestätigt meine eigenen Vermuthungen. Ich bat ihn, mir offen die Wahrheit zu sagen."

„Ach was weiß denn Snow!" entgegnete Georg in geringschätzendem Tone. „Nach London mußt Du gehen, Thomas, und dort die größten medicinischen Autoritäten befragen, oder laß eine derselben hertelegraphiren."

„Um Dich und unsere Schwestern zufrieden zu stellen, thue ich es vielleicht", entgegnete Thomas, „aber nützen kann es mir nichts."

„Aber mein Gott, das ist ja entsetzlich!" entgegnete Georg. „Sollte dieser Schlag Dich wirklich treffen?"

„Wenn er Dich träfe, so wäre es ja noch weit schlimmer. Du bist jung und lebenslustig, Du hast Weib und Kinder. Ich besitze von allen diesen Attributen keins; besäße ich sie aber auch alle, so stehen wir ja in der Hand dessen, welcher am besten weiß, was uns frommt."

Georg fühlte sich gerade in diesem Augenblicke nicht sehr lebenslustig, ja er hatte sich schon seit längerer Zeit nicht mehr so gefühlt. Die Sorge, die ihm auf dem Herzen lag, bedrückte ihn immer noch schwerer als das, was sein Bruder ihm so eben mitgetheilt. Er legte die rechte Hand an die Stirn.

Thomas ließ die seine auf Georg's linke fallen, die auf seinem Knie ruhte. Es war dies eine heiligere Berührung, als welche Georg von Mistreß Charlotte Pain erfahren.

„Gräme Dich nicht, Georg", hob Thomas wieder an. „Ich habe mich vollkommen in mein Schicksal ergeben. Ich

sehe demselben als einer glücklichen Veränderung entgegen. Diese Welt ist selbst im besten Falle eine Welt der Noth und Sorgen. Bleiben wir auch ein Jahr davon verschont, so werden wir im nächsten desto grausamer heimgesucht. Es ist dies aber alles sehr weise so geordnet. Würde die Welt uns zu angenehm gemacht, so würden wir wünschen, daß sie unsere immerwährende Heimat sei."

Der Himmel wußte, daß Georg genug Sorgen auf dem Herzen hatte. Er wußte es auch, dennoch aber war er der Welt noch nicht müde. Nur Wenige sind dies, mögen sie selbst mit noch so schweren Sorgen zu kämpfen haben, bis sie endlich einer bessern entgegensehen gelernt haben.

„Früher pflegte ich mich oft zu fragen, warum Ethel mir entrissen worden", hob Thomas Godolphin wieder an. „Jetzt sehe ich, ein wie wohlthätiger Tod der ihrige war. Ich bin von jeher gewohnt gewesen, reiflich über alles nachzudenken, und ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß jeder Todesfall ein rechtzeitiger und ersprießlicher ist, wie bitter er auch für den Augenblick für die Hinterbliebenen sein möge. Es wäre für mich eine harte Prüfung gewesen, wenn ich Ethel ohne Schutz, in tiefen Kummer versenkt, vielleicht als Mutter mehrerer Kinder hier hätte zurücklassen müssen. Ich glaube kaum, daß ich dann dem Tode hätte mit Ruhe entgegengehen können, und ich weiß, wie unbeschreiblich Ethel's Schmerz gewesen wäre. Es ist daher alles so zum Besten."

Es geschah selten, daß der stille, verschlossene Thomas Godolphin seinen innern Gefühlen auf diese Weise Ausdruck gab. Georg hatte ihn noch nie so sprechen hören.

Allerdings waren Zeit und Ort ganz besonders dazu geeignet. Die helle Nacht, die schattigen Bäume rings umher, der blaue Himmel — alles sprach von Ruhe und Frieden.

„Aber für Janet wird es ein schwerer Schlag sein", rief Georg, als er plötzlich an seine älteste Schwester dachte.

„Ja, allerdings wird mein Tod für sie besonders schmerzlich sein."

„Aber Thomas, läßt sich denn nichts thun, um Dich zu retten?"

„Konnte wohl etwas gethan werden, um unsere Mutter zu retten, Georg?"

„Ich weiß wohl, daß damals nichts gethan werden konnte, seit jener Zeit aber hat die Wissenschaft gewaltige Fortschritte gemacht. Krankheiten, die früher für unheilbar galten, weichen jetzt der Geschicklichkeit der Aerzte. Ich wollte, Du reistest nach London."

„Gewisse Krankheiten gibt es, welche trotz aller menschlichen Geschicklichkeit allemal den Tod zur Folge haben und zur Folge haben werden, solange die Welt steht", versetzte Thomas. „Mein Uebel gehört zu dieser Zahl."

„Ach Thomas, Du hast mir da eine Mittheilung gemacht, die mir heute Nacht und noch viele darauf folgende Nächte den Schlaf rauben wird. Ich wollte, Du hättest mir nichts gesagt. Indessen, dies ist, wie Du sagen wirst, ein Wunsch, der nur nach Egoismus schmeckt. Es ist eine schwere Trübsal für Dich, Thomas, ja, ich muß es sagen, eine schwere Trübsal!"

„Meinst Du die Krankheit oder das Ende derselben?“ fragte Thomas lächelnd.

„Beides. Ich sprach indessen ganz besonders von der Krankheit. Diese ist schon an und für sich weiter nichts als ein langsamer Tod.“

„Ein langsamer Tod ist der glücklichste nach meiner Ansicht, ein plötzlicher Tod dagegen der unglücklichste. Sieh nur, welche Zeit mir vergönnt ist, mein Haus zu bestellen“, setzte er mit wehmüthigem Lächeln hinzu. „Ich darf nicht ermangeln, es wohl zu thun, nicht wahr?“

„Und der Schmerz, der Dich quält, Thomas, auch dieser wird ein langsamer sein.“

„Ich muß ihn tragen.“

Mit diesen Worten erhob sich Thomas und legte seinen Arm in den seines Bruders. Georg schien ihm derselbe mächtige Beschützer zu sein, als welcher er, Thomas, seinem Vater bei jenem mitternächtlichen Gange in Broomhead erschienen war.

Er blieb einige Minuten stehen, wie um alle Kräfte zusammenzuraffen, und ging dann, sich mit fast der ganzen Schwere seines Körpers auf Georg stützend, weiter.

Es war der Schmerz, die innere furchtbare Qual, die ihm alle Kraft raubte. In einer Weile war sie hoffentlich überstanden.

„Ja, Georg“, hob er wieder an, „es wird nicht lange dauern, so ist Ashlydyat Dein Eigenthum. Wie Du, wenn ich todt bin, mit den Geschäften der Bank allein zu Stande kommen sollst, weiß ich wirklich nicht“, fuhr er in fast geschäftsmäßigem Tone fort. „Ich denke sehr oft daran. Zuweilen glaube ich, es würde besser sein, wenn Du einen

soliden, tüchtigen Compagnon zu bekommen suchtest, einen Mann von mittlern Jahren, der gehörige Geschäftserfahrung besitzt. Mir hat man von jeher großes Vertrauen geschenkt, das weißt Du selbst, Georg. Ich glaube, den Leuten gefällt meine solide, regelmäßige Lebensweise."

„Deine Rechtlichkeit und Biederkeit gefällt ihnen", entgegnete Georg fast unwillkürlich. „Ich glaube, ich werde dem Geschäft, wenn die Zeit kommt und es einmal geschehen muß, recht gut vorstehen können. Freilich werde ich dann auch ein wenig solider werden und in Bezug auf meine Lebensweise Deinem Beispiele folgen müssen. Ich kann das auch", setzte er wie mit sich selbst sprechend hinzu, „ich kann es und ich will es."

„Und Du wirst auch ein guter Herr sein, Georg", fuhr Thomas fort, „ein guter, freundlicher, rücksichtsvoller Herr für alle, die dann von Dir abhängig sein werden. Ich habe auch ein solcher zu sein versucht, und nun, wo das Ende heranrückt, ist dies ein angenehmes Bewußtsein. Ich habe einige Arme regelmäßig unterstützt. Für diese werde ich auch in meinem Testament sorgen und Janet wird sie zuweilen besuchen. Die Mehrzahl der Diener geht mit Ashlydyat auf Dich über und ich empfehle dieselben Deiner freundlichen Fürsorge. Die meisten sind schon ziemlich bejahrt. Sorge für sie, wenn sie zu alt sind, um noch arbeiten zu können."

„Ja, das will ich thun", sagte Georg, „und ganz gewiß wird Janet —"

Das Wort erstarb ihm auf der Zunge. Sie waren jetzt um die Ecke des Eschenwäldchens gebogen und standen vor der dunklen Ebene.

Hell vom Mondschein beleuchtet war dieselbe, aber schwarz und gespenstisch ruhte der Schatten auf ihr. Ja, er war da, der furchtbare, unheimliche Schatten von Ashlydyat! Sie blieben stehen. Wer weiß, ob nicht ihre Herzen auch stillstanden. Der Mensch bekennt sich ja lieber einer schlimmen That schuldig, als daß er seinen Glauben an eine gespenstische Erscheinung gesteht.

„Wie dunkel er heute Abend ist!“ rief Georg unwillkürlich.

Ja, in der That, nie war er dunkler, nie war er deutlicher zu sehen gewesen. Wenn, wie die Sage ging, das den Godolphins bevorstehende Unheil seiner Größe oder Schwere nach im Verhältniß zu der dunklern oder hellern Farbe des Schattens stand, dann hatte den Godolphins nie ein schwereres Unglück gedroht als jetzt.

„Er ist nicht dunkel, sondern förmlich schwarz“, entgegnete Thomas zur Antwort auf Georg's Bemerkung. „Noch nie sah ich ihn so schwarz wie jetzt. Gestern Nacht war er verhältnißmäßig hell.“

Georg blickte rasch nach dem Mond empor und suchte in diesem eine Lösung des schwarzen Räthsels der heutigen Nacht.

„Hier sehe ich keinen Unterschied“, rief er laut. „Gestern Abend war der Mond ebenso hell als jetzt, aber nicht heller. Ich glaube gar nicht, daß er überhaupt heller sein könnte. Du sagst, der Schatten habe sich auch gestern Nacht gezeigt, Thomas?“

„Ja, aber nicht so dunkel.“

„Aber, Thomas, Du warst ja gestern Abend krank und hast ihn folglich nicht sehen können.“

„Ich begleitete Lord Averil bis an den Steg. Er kam, nachdem er Lady Godolphin's Folly verlassen, zu mir herüber nach Ashlydyat. Es war mir mittlerweile wieder besser geworden und ich begleitete ihn daher ein Stück des Weges."

„Sah er den Schatten?"

„Das weiß ich nicht. Sichtbar war der Schatten, aber nicht sehr deutlich. Lord Averil schien ihn nicht zu bemerken. Wir gingen schnell vorüber und sprachen über meine Krankheit."

„Gabst Du ihm eine Andeutung über den Ausgang, den Deine Krankheit möglicherweise nehmen kann?" fragte Georg hastig.

„O nein, nicht im mindesten. Janet, Snow und Du — ihr seid bis jetzt in dieser Beziehung meine einzigen Vertrauten. Mein alter Diener Bexley ist es, zum Theil wenigstens, auch. Sähen die Leute von Priors Ash diesen Schatten und würde es bekannt, daß ich krank bin, so würde man sogleich sagen, es sei das Vorzeichen meines Endes", fuhr er mit ernstem Lächeln fort, während er mit Georg den Weg nach Ashlydyat weiter fortsetzte.

Schweigend erreichten sie die Vorhalle.

Georg drückte seinem Bruder die Hand.

„Versuche ja nicht, morgen ins Geschäft zu kommen", sagte er. „Gegen Abend komme ich wieder hierher, um zu sehen, wie es mit Dir geht."

„Willst Du jetzt nicht mit hineingehen, Georg?"

„Nein, jetzt nicht. Gute Nacht, Thomas. Ich wünsche Dir von Herzen baldige Besserung."

Mit diesen Worten drehte Georg sich herum und machte

sich auf den Rückweg, an dem Eschenwäldchen und der dunklen Ebene vorbei.

Außerordentlich schwarz sah der Schatten aus, fast noch schwärzer, als da die beiden Brüder vor wenigen Minuten daran vorübergegangen waren, wenigstens kam es Georg so vor.

Er blieb, von dieser dunklen Färbung betroffen gemacht, einen Augenblick stehen.

„Thomas sagte, in der vergangenen Nacht habe der Schatten verhältnißmäßig hell ausgesehen“, murmelte er. „Und für ihn kann der Tod kein großes Uebel sein. Die abergläubische Janet und die alberne Margery würden beide sagen, daß das Unheil mich berühre, daß ich es herbeiführen werde“, setzte er in spöttischem Tone hinzu. „Drohend genug sieht er allerdings aus.“

Ja, der Schatten hatte ein drohendes Aussehen. Georg schenkte ihm aber keine weitere Aufmerksamkeit. Er hatte zu viel auf dem Herzen, als daß er auf Schatten geachtet hätte, selbst wenn es der ominöse Schatten von Ashlydyat war.

Georg wußte, wie er zu Charlotte gesagt, seiner Angst und Unruhe kein Ende. Eine seiner geringern Verlegenheiten war, wie er nach London kommen sollte. Es lag für ihn die dringende Nothwendigkeit vor, dorthin zu gehen, um Mr. Verrall aufzusuchen, und ebenso nothwendig war es, daß sein Bruder nichts davon erführe. Welchen passenden Vorwand konnte er wohl für seine Abwesenheit ersinnen?

Er entwarf rasch seinen Plan, begab sich wieder in das Gasthaus zur Glocke, hatte hier eine vertrauliche Unter-

redung von einigen Minuten mit dem Kapitän St.-Aubyn, zu welchem Zwecke er diesen aus dem ersten Schlafe weckte, obschon er sich wohl hütete, ihn über den Beweggrund seines Kommens aufzuklären, und ging dann stracks nach Hause.

Hier kam ihm Mary entgegen.

„Was macht der arme Kapitän St.-Aubyn?" fragte sie. „Ist er sehr krank?"

„Ja, sehr krank. Woher weißt Du überhaupt etwas davon, Mary?"

„Thomas sagte mir, daß Du abgerufen worden seist. Er kam, nachdem die übrigen Herren fort waren, zu mir in mein Zimmer. Du bist lange bei Deinem Freunde geblieben."

„Ja, und was würdest Du sagen, wenn ich jetzt wieder zu ihm ginge und die Nacht bei ihm zubrächte?" fragte Georg halb scherzend.

„Ist er denn so sehr krank?"

„Und wenn ich nicht blos bei ihm bliebe, sondern ihn auch auf seiner Reise morgen früh einige Stationen weit begleitete? Er bricht um sechs auf und ist so schwach wie ein Kranker, der einen Monat lang im Bett gelegen hat und es zum ersten Male verläßt."

„Ist es wirklich Dein Ernst, alles dies zu thun?" fragte Mary überrascht.

Georg nickte.

„Ich glaube nicht, daß Thomas morgen ins Geschäft kommen wird, Mary", sagte er dann. „Wenn Dein Bruder Isaak morgen früh kommt, so sage ihm, daß ich einen kranken Freund einige Meilen weit begleite, gegen Abend aber

wieder hier sein werde. Er kann, wenn man speciell nach mir fragt, dies auch Andern sagen."

Georg begab sich, nachdem er dies gesagt, in sein Schlafzimmer. Mary folgte ihm. Er zog einen andern Rock und eine andere Weste an und warf einen Ueberrock über den Arm.

Dann sah er nach der Uhr.

„Welche Zeit ist es?" fragte Mary.

„Zwanzig Minuten über elf. Gute Nacht, liebes Weib."

Sie zog zärtlich sein Gesicht zu dem ihrigen herab, während er sie küßte.

„O Georg", murmelte sie, während ihr die Thränen in die Augen traten, „sieh zu, daß Du gesund und wohlbehalten wieder zu mir zurückkehrst."

„Nun, thue ich dies vielleicht nicht allemal, Du thörichtes Kind? Sorge Du nur, daß ich Dich gesund und wohlbehalten wieder antreffe."

Er ging die Treppe hinunter, schloß die große Thür auf, durch welche man in die Lokalitäten der Bank gelangte, und trat in das Directorialzimmer, sein eigenes.

Hier schloß er sein Pult auf, nahm einige Gegenstände, deren er bedurfte, heraus und stand eben im Begriff, wieder zuzuschließen, als Mary eintrat.

„Ich fand dies auf dem Fußboden Deines Zimmers, Georg", sagte sie. „Wahrscheinlich hast Du es dort verloren."

Es war der Brief, welcher Georg in so große Unruhe versetzt hatte.

„Ich danke Dir", sagte er, über seine eigene Unacht-

samkeit erschreckend, denn es wäre ihm durchaus nicht angenehm gewesen, wenn dieser Brief von einer unberufenen Person gefunden und gelesen worden wäre.

Wahrscheinlich hatte er ihn fallen lassen, als er mehrere Gegenstände aus einem Rock in den andern gesteckt hatte.

„Mußt Du wirklich fort, Georg?" fragte Mary.

„Ja, und zwar diese Minute. Also noch einmal, leb wohl, Theuerste."

Mary's Hand ruhte zögernd in der seinen. Hätte sie errathen können, daß sein zärtlicher Abschiedsgruß zuweilen auch einem andern Wesen galt, einem Wesen, welchem er sein Vertrauen geschenkt!

Georg schloß die Thür des Geschäftslokals und Mary übernahm den Schlüssel, um denselben an seinem bestimmten Platz zu verwahren. Dann ging er zur Hausthür hinaus und verschloß dieselbe hinter sich.

Es war gut, daß Mary ihm nicht nachsah, denn dann würde sie zu ihrem Erstaunen und ihrer Bestürzung wahrgenommen haben, daß er, anstatt nach dem Gasthaus zur Glocke zu gehen, links um die Ecke bog und den Fußweg einschlug, welcher nach dem Bahnhof führte. Er erreichte denselben noch Zeit genug, um den Eilzug benutzen zu können, welcher gegen Mitternacht nach London durchging.

Achtes Kapitel.

In einer sehr schönen, nach dem Westend von London zu gelegenen Lokalität, deren Eleganz mehr einem den Luxusgenüssen des Lebens als dem Geschäftsleben gewidmeten Orte anzugehören schien, saß eines Morgens ein Herr von höchst solidem, achtbarem Aussehen. Wer sein sauberes glattrasirtes Gesicht, sein graues Haar, seine in Gold gefaßte Brille, mit einem Worte, seine ganze gesetzte und gediegene Erscheinung sah, mußte ihm auf den ersten Blick Vertrauen schenken.

Es war auch in der That sein Zweck, Vertrauen zu erwecken und zu gewinnen.

Ein Feuer war an diesem kühlen Frühlingsmorgen durchaus nicht unangenehm und es brannte demgemäß ein großes und helles in dem blanken Roste.

Miniaturstatuen und andere Gegenstände, die, wie es schien, einen besondern Vorzug besaßen, verliehen dem Zimmer ein nobles Ansehen, und der ehrwürdige Herr — ehrwürdig mehr wegen seines soliden, gediegenen Aeußern als wegen seiner Jahre, denn er zählte deren erst fünfzig — genoß die wohlthätige Wärme des Kaminfeuers und

sammelte sich eine Blumenlese aus der „Times". Der Geldartikel, der Coursbericht, eine große Bankrottanzeige und andere Neuigkeiten, welche vorzüglich für Geschäftsleute Interesse haben, wurden begierig und aufmerksam gelesen.

Ein Architekt hätte sich ein Modell von diesem Lokal abnehmen können, so künstlich war es eingerichtet. Ein Client konnte in jedes der drei Zimmer gehen, ohne wieder zu derselben Thür hinauszukommen. Er konnte die breite schöne Treppe heraufkommen, mittels einer Leiter wieder hinabsteigen und den in eine Hintergasse führenden Ausgang gewinnen.

Allerdings war es nicht buchstäblich eine Leiter, wohl aber eine so schmale Treppe, daß sie diesen Namen verdiente.

Es ereignete sich auch in der That zuweilen, daß ein Herr diesen Ausgang wählte, wenn er auch nicht auf demselben Wege hereingekommen war.

Diese Lokalitäten waren — wir wollen den Leser nicht länger in Ungewißheit lassen — das Geschäftsbureau der großen, sich vorzugsweise mit dem Discontiren von Wechseln befassenden Firma Zuverlässig u. Co.

Ein eigenthümliches Kennzeichen der innern Geschäftseinrichtung dieser Firma war, daß nie ein Client den Chef, Mr. Zuverlässig, zu sehen bekam.

Dieser war ein zu großer Mann, als daß er sich mit seiner eigenen hohen Person zum Geschäft hätte erniedrigen sollen.

Entweder war er auf einer Lustreise im Orient begriffen, oder auf Besuch an einem auswärtigen Hofe, oder

er verweilte bei seinem Busenfreund, dem Herzog von Dorsetshire, auf dessen Jagdschloß, oder er befand sich zur Erholung auf seinem eigenen Landsitz, oder er mußte wegen eines Gichtanfalls das Bett hüten; kurz, aus einer oder der andern dieser Veranlassungen war Mr. Zuverlässig nie sichtbar.

Dann und wann ereignete sich in diesen eleganten Räumen eine Störung, die von irgend einem ungehobelten, unmanierlichen Menschen ausging, welcher behauptete, man habe ihn übervortheilt oder, mit andern Worten, an den Bettelstab gebracht.

Einige dieser Ruhestörer hatten bei diesen Gelegenheiten sogar laut die Ueberzeugung ausgesprochen, daß es gar keinen Mr. Zuverlässig gebe, natürlich aber wurden diese tollen Reden, sowohl in Bezug auf die angeblich erlittenen Uebervortheilungen wie auf die Nichtexistenz jenes achtbaren Gentleman, dessen Reisen und Ausflüge wöchentlich eine Spalte des dem Leben und Treiben der feinen Welt gewidmeten Journals „The Court Circular“ hätten füllen können, für das genommen, was sie wirklich waren.

Vor einigen, obschon nur sehr wenigen Jahren hatte die Firma einen andern Chef oder wenigstens einen andern Namen gehabt. Ein junger blonder Mann, welcher die von seinem Nachfolger beliebte Zurückhaltung verschmäht und sich nicht für einen allzu großen Sterblichen gehalten, um sich unter seinen Mitmenschen zu zeigen, hatte damals an der Spitze der Geschäfte gestanden. Dieser unglückliche Chef hatte aber seine Sache sehr schlecht gemacht und gerieth auf eine oder die andere Weise in eine sehr mißliche Lage. Vielleicht lag die Schuld an seiner Jugend.

Ein gewisser Jemand war so niedrigdenkend, eine Anklage auf Betrug und Schwindel gegen ihn anhängig zu machen, und böswillige Zungen sagten, es könne ihm schlecht gehen, fünfzehn Jahre wenigstens.

Was mit diesen letzten Worten gemeint sein sollte, wußten diese Leute am besten.

Diese Anklage führte aber, wie so manche andere, zu nichts. Gerade eine Stunde zuvor, ehe der arme Mann festgenommen werden sollte, entwischte er, und nie hatte man seitdem etwas von ihm wieder gesehen oder gehört. Einige vermutheten, er sei todt, Andere, er halte sich im Auslande versteckt, und nur eins stand außer Zweifel, nämlich daß er sich in seinem Vaterlande nie wieder betreten lassen durfte.

Alles dies war jedoch vorbei. Der vorhin geschilderte Herr, welcher, behaglich die Beine vor dem Kaminfeuer ausstreckend, seine Zeitung las, hieß Mr. Brompton und war Disponent und Dirigent des Geschäfts.

Die Hälfte der Leute, die hier verkehrten, wußten nicht anders, als er sei der Chef, und Fremde hielten ihn allemal dafür. Ein untergeordneter Trabant, ein Buchhalter oder was er sonst sein mochte, saß in einem äußern Zimmer und führte die Clienten ein, wobei seine Verbeugung allemal mehr dem Geschäftsführer zu gelten schien als den Clienten selbst. Wie konnten daher die Uneingeweihten vermuthen, daß er nicht der Chef selbst sei?

An dem fraglichen Morgen ging ein Gentleman, dessen ungemein vortheilhaftes Aeußeres, als er aus der Droschke stieg, die ihn hierher gebracht, die Blicke der Vorübergehenden auf sich zog, die breite Treppe hinauf.

Der Comptoirist ging ihm rasch entgegen, um ihn aufzuhalten, denn der fremde Herr wollte mit kühnem Schritt sogleich in das zweite Zimmer gehen, und in dieses hatte nicht unbedingt Jedermann Zutritt. Der Herr hob jedoch die Hand empor, als ob er sagen wollte: „Kennen Sie mich denn nicht?" und ließ sich nicht aufhalten.

Der Comptoirist, der im ersten Augenblick wahrscheinlich nicht Zeit gehabt hatte, ihn zu erkennen, warf sofort die Thür des innern Zimmers auf und meldete:

„Mr. Georg Godolphin, Sir."

Georg Godolphin war augenscheinlich mit dem Herrn, welcher sich erhob, um ihn zu empfangen, nicht genau bekannt, denn er reichte ihm nicht die Hand, sondern fragte blos höflich:

„Ist Mr. Verrall hier?"

„Nein, der ist nicht hier, Mr. Godolphin. Ich weiß auch nicht, ob er heute kommen wird."

„Ich muß ihn sprechen", sagte Georg fest. „Ich bin ihm hierher nach London nachgereist, um ihn zu sprechen. Sie wissen wohl, daß er gestern hier angekommen ist?"

„Ja, ich sprach ihn gestern Abend."

„Da er, wie ich hörte, ganz unerwartet hierher gerufen worden war, so vermuthete ich, es sei dies in Geschäftsangelegenheiten geschehen und er werde deshalb heute ganz gewiß hier anzutreffen sein", fuhr Georg fort.

„Das kann ich nicht genau sagen. Er hat sich hierüber nicht bestimmt ausgesprochen."

Georg's Miene verrieth außerordentliche Verlegenheit.

„Ich muß ihn sprechen und noch vor Beendung der Geschäftsstunden heute wieder in Priors Ash sein.

Ich möchte wo möglich mit dem Elfuhrzuge wieder abreisen."

„Kann nicht ich vielleicht an Mr. Verrall's Stelle die Sache mit Ihnen besprechen?" fragte Mr. Brompton nach einer Pause.

„Nein, das können Sie nicht. Ich muß Verrall selbst sprechen. Es ist sehr sonderbar, daß Sie nicht wissen, ob er heute hierher kommen wird oder nicht."

„Es ist reiner Zufall, daß ich es nicht weiß. Mr. Verrall sprach sich, wie gesagt, gestern Abend nicht bestimmt darüber aus."

„Es ist hauptsächlich der Zeitverlust, was mir so unangenehm ist", entgegnete Georg. „Wenn ich jetzt nach seinem Landsitze reise, so hat er denselben vielleicht mittlerweile wieder verlassen, um sich hierher zu begeben, und wir würden einander verfehlen."

„Das ist sehr wahr", stimmte Mr. Brompton bei.

Georg stand einen Augenblick scharf überlegend da, drehte sich dann auf dem Absatz herum und verließ das Zimmer.

„Wissen Sie, ob Mr. Verrall diesen Morgen hierher kommt?" fragte er den Comptoiristen, als er das äußere Zimmer durchschritt.

Der Comptoirist schüttelte den Kopf.

„Nein, das kann ich nicht sagen, Sir", setzte er dann hinzu.

Georg ging wieder die Treppe hinunter und stieg in die auf ihn wartende Droschke.

„Wohin, Sir?" fragte der Kutscher, indem er die Wagenthür zuschlug.

„Nach der südwestlichen Eisenbahn.“

Als Georg's Tritte auf der Treppe verhallt waren, öffnete Mr. Brompton, nachdem er zuvor den Riegel der in das äußere Zimmer führenden Thür vorgeschoben, die Thür eines andern Zimmers. Es war eine gut ausgeschlagene Doppelthür, welche es geradezu unmöglich machte, zu hören, was dahinter vorging.

Das Zimmer war größer und noch luxuriöser ausgestattet als das des Geschäftsführers.

Zwei Herren saßen darin, ebenfalls an einem hellen Feuer, obschon nach dem Gesicht des einen, eines jungen Mannes, dessen auf dem Tische neben ihm liegendes Taschentuch mit einer Grafenkrone gezeichnet war, zu urtheilen, Niemand geglaubt haben würde, daß dieses Feuer nöthig sei. Sein Gesicht war nämlich glühend roth, und er sprach in zorniger Aufregung, aber doch in etwas gedämpfter Weise, als ob er sich in Gegenwart eines Gebieters befände und seinem Ungestüm nicht völlig freien Lauf lassen dürfte. Mit einem Wort, er sah beinahe aus wie ein Löwe im Käfig.

Ihm gegenüber, mit kalter, unerschütterlicher Artigkeit zuhörend, mit vollständig theilnahmlosem Gesicht, wie es stets war, ruhigen Auges, mit den Ellbogen auf den Armlehnen des Stuhles ruhend und die Fingerspitzen an einander haltend, während an einem der Finger ein Riesendiamant vom reinsten Wasser funkelte, saß Mr. Verrall. So früh es auch noch am Tage war, so standen doch Gläser und eine Flasche Champagner auf dem Tisch.

Mr. Brompton telegraphirte Mr. Verrall ein Zeichen und letzterer ging hinaus und überließ es dem Vicomte,

seinem Zorne gegen die vier Wände Luft zu machen, wie denn letzterer auch überzeugt sein konnte, daß es, was den Eindruck betraf, den seine Worte machten, ganz gleich war, ob er dieselben an Mr. Verrall oder an die vier Wände richtete.

„Godolphin war hier", sagte Mr. Brompton, indem er die dicken ausgepolsterten Thüren sorgfältig geschlossen hielt.

„Dann ist er mir also nachgereist. Ich dachte mir gleich, daß er es thun würde. Es kann nichts nützen, wenn ich ihn spreche. Wenn er sich einmal nicht noch tiefer in den Schlamm hineinführen lassen will, so muß es zu einer Explosion kommen."

„Er muß sich noch tiefer hineinführen lassen", bemerkte Mr. Brompton.

„Aber er will nicht und jedes Wort an ihn scheint verloren zu sein. Wo ist er denn hin?"

„Wahrscheinlich nach Ihrer Wohnung. Er sagte, er müsse heute wieder zurück, wolle Sie aber durchaus vorher sprechen. Ich glaubte, es würde Ihnen nichts daran liegen, ihm zu begegnen, und sagte deshalb, ich wüßte nicht, ob Sie heute hier sein würden."

Mr. Verrall dachte eine Weile nach.

„Ja, ich will ihn sprechen", sagte er dann. „Ich kann mit ihm doch nicht ganz so verfahren wie mit Andern. Uebrigens haben wir auch schon schönes Geld an ihm verdient."

Nachdem Mr. Verrall dies gesagt, kehrte er zu dem Vicomte zurück, welcher in großer Aufregung im Zimmer auf und ab schritt. Mr. Brompton setzte sich wieder zu

seiner Zeitung und seinen interessanetn Mittheilungen aus dem Insolvenzgerichtshof nieder.

In einer der reizendsten Villas an den Ufern der Themse, einer Villa, in welcher es buchstäblich an nichts fehlte, was für Geld gekauft werden kann, saß Mistreß Verrall an demselben Morgen bei einem späten Frühstück. Als sie Georg Godolphin über den sammtnen Rasenplatz kommen sah, sprang sie mit einem leichten Schrei vom Tische auf.

„Was für eine Unglücksbotschaft bringen Sie mir? Ist Charlotte todt oder ist in Lady Godolphin's Folly Feuer ausgekommen?"

„Charlotte befand sich ganz wohl, als ich sie verließ, und die Folly stand noch", entgegnete Georg, indem er sich seiner Sorge für den Augenblick entschlug, wie er in Gegenwart schöner Frauen allemal zu thun pflegte.

„Durch die wilden Pferde, die sie immer reitet oder mit welchen sie fährt, wird sie ganz gewiß noch einmal ihren Tod finden", entgegnete Mistreß Verrall. „Aber was wollen Sie zu dieser unerwarteten Stunde hier? Als Verrall gestern Abend hier anlangte, sagte er, Sie gäben ein Diner in Priors Ash."

„Ich wünsche Verrall zu sprechen; ist er schon aufgestanden?"

„Aufgestanden? Er war schon lange auf und fort, ehe ich erwachte. Er ging zeitig ins Bureau."

Georg schwieg einen Augenblick, dann sagte er:

„Ich war eben in dem Bureau und Mr. Brompton sagte, er wüßte nicht, ob Mr. Verrall heute überhaupt hinkommen würde."

„Das ist wohl möglich; ich weiß es wirklich nicht", entgegnete Mistreß Verrall und fürchtete, ein unangemessenes Zugeständniß gemacht zu haben. „Wenn er in die Stadt geht, so nehme ich allemal an, daß er sich in sein Bureau verfügt, obschon es ebenso gut möglich ist, daß er eine Reise nach den Einöden Sibiriens antritt."

„Wann erwarten Sie seine Rückkunft?" fragte Georg.

„Ich habe ihn nicht gefragt, wann er wiederkommen würde", entgegnete Mistreß Verrall in nachlässigem Tone. „Es ist ebenso gut möglich, daß es heute als daß es erst nächsten Monat geschieht. Was wollen Sie frühstücken?"

„Nichts", entgegnete Georg, indem er, um Abschied zu nehmen, die Hand ausstreckte.

„Aber Sie werden doch nicht so ohne weiteres wieder fortwollen? Was wäre das für ein Besuch?"

„Ein eiliger", entgegnete Georg. „Ich muß diesen Nachmittag wieder in Priors Ash sein. Haben Sie vielleicht etwas an Charlotte auszurichten?"

„Ja, allerdings", sagte Mistreß Verrall mit einigem Nachdruck. „Ich stand eben im Begriff, ein kleines Packet mit der Post an Charlotte abzusenden. Aber wann werden Sie sie sehen? Heute Abend?"

„Wenn Sie es wünschen, so kann ich Charlotte noch heute Abend sprechen."

„Das wäre mir allerdings sehr lieb. Ich hätte die Sache nämlich schon gestern absenden sollen, hatte es aber vergessen. Also, ich verlasse mich darauf, daß Sie es ihr noch heute Abend zustellen."

Mistreß Verrall zog die Klingel, und ein kleines Packet,

nicht größer als ein dicker Brief, ward ihm eingehändigt. Er nahm es in Empfang und ward bald darauf wieder nach London zurückgewirbelt.

An der Waterloo-Station stieg er in eine Droschke, versprach dem Kutscher doppelte Bezahlung, wenn er ihn mit verdoppelter Schnelligkeit führe, und ließ sich wieder nach dem Hause bringen, in welchem sich Mr. Verrall's Geschäftslokal befand.

Gerade wie vorher ging Georg auch diesmal stracks in Mr. Brompton's Zimmer. Dieser hatte mittlerweile seine Zeitung zu Ende gelesen und saß jetzt tief in einen Stoß Briefe vergraben.

„Ist Verrall jetzt da?" fragte Georg.

„Ja, er ist jetzt da, Mr. Godolphin. Er kam zwei Minuten, nachdem Sie fort waren. Es ist ein Wunder, daß Sie einander nicht begegnet sind."

Georg kannte den Weg in Mr. Verrall's Zimmer und durfte eintreten.

Mr. Verrall, der jetzt allein war, drehte sich herum und drückte Georg herzlich die Hand.

„Na, da sind Sie ja!" rief er. „Wir sind einander heute Morgen fehlgegangen. Wie befinden Sie sich?"

„Hören Sie, Verrall, wie konnten Sie mir einen solchen Streich spielen und gestern sich auf so heimliche Weise entfernen?" hob Georg in ernstem Tone an. „Sie wissen, in welcher Ungewißheit ich mich befand und daß ich, wenn ich nicht bekäme, was ich zu bekommen hoffte, auf den Sand gesetzt wäre."

„Lieber Freund, ich glaubte, Sie hätten es bekommen", entgegnete Mr. Verrall. „Da ich den ganzen Tag nichts

von Ihnen gehört hatte, so schloß ich hieraus, daß es mit der Morgenpost gekommen wäre."

„Nein, es kam nicht", entgegnete Georg in etwas schroffem, mürrischem Tone. Trotz seines blinden Glaubens an Mr. Verrall gab es doch Augenblicke, wo er sich nicht des Gedankens erwehren konnte, daß dieser Mann ein doppeltes Spiel mit ihm getrieben habe. Ein solcher Augenblick war auch der jetzige.

„Ich ward plötzlich abgerufen und mußte ohne Aufschub fort", bemerkte Mr. Verrall. „Ich ließ es Ihnen ja sagen."

„Aber ich habe nichts erfahren", entgegnete Georg. „Doch davon ist jetzt weiter nicht die Rede. Schauen Sie her! Ist das nicht ein niedlicher Brief? Ich erhielt ihn mit der Nachmittagspost."

Mr. Verrall ergriff den Brief und las ihn ruhig und langsam durch. Aller Wahrscheinlichkeit nach war der Inhalt ihm schon vorher bekannt.

„Was meinen Sie dazu?" fragte Georg.

„Es ist sehr schlimm", sagte Mr. Verrall.

„Ich gehe meinem Ruin entgegen", sagte Georg.

„Wenn derselbe nicht abgewendet wird, ja. Aber er muß abgewendet werden."

„Wie denn?"

„Es gibt dazu nur ein Mittel, wissen Sie", sagte Mr. Verrall nach einer Pause. „Ich habe es Ihnen schon angedeutet."

„Ich wollte, die Zunge wäre Ihnen ausgerissen worden, Verrall, ehe Sie mir so etwas andeuteten", rief Georg in größter Aufregung.

Mr. Verrall zog die Augenbrauen ein wenig in die Höhe, obschon übrigens seine Züge ihre vollständige Theilnahmlosigkeit behielten.

„Sie müssen doch wissen" — hob er an.

„Mensch!" unterbrach ihn Georg mit heiserer Stimme, indem er ihn zugleich an der Schulter packte, „wissen Sie, daß die Versuchung, seitdem Sie mir jenes Auskunftsmittel vorschlugen, mir fortwährend vor Augen schwebt wie ein Irrlicht, welches mich anlockt, obschon ich weiß, daß es mich nur einem Abgrund zuführen und dieser mich verschlingen würde?"

„Kommen Sie her, Georg! Trinken Sie das!" sagte Mr. Verrall, indem er ein großes Glas mit funkelndem Wein füllte und es ihm aufnöthigte. „Ihre schlimmste Eigenschaft ist die, daß Sie über alles gleich in große Aufregung gerathen und dann alles von der schlimmsten Seite betrachten. Hören Sie mich doch einen Augenblick an. Der Druck lastet gerade in dem gegenwärtigen Augenblick mit aller Wucht auf Ihnen. Wenn Sie sich davon befreien können, so werden Sie sich dann auch sehr schnell wieder erholen. Ist Ihnen", setzte Mr. Verrall hinzu, „noch nicht aufgefallen, daß es mit Ihrem Bruder zu Ende zu gehen scheint?"

Georg dachte an den Auftritt, den er den Abend zuvor mit seinem Bruder gehabt, und nickte bejahend.

„Wenn Sie einmal Besitzer von Ashlydyat sind, so können Sie sich Ihrer jetzigen Bedrängniß beinahe sofort entreißen. Es wäre dann geradezu gar keine Gefahr für Sie vorhanden."

„Keine Gefahr!" wiederholte Georg mit Nachdruck.

„Ich sehe wenigstens keine. Natürlich wenn man will, so sind immer Gefahren vorhanden. Wir schweben in Gefahr eines Erdbebens, eines Nationalbankrotts und so und so vieler anderer Calamitäten; die Gefahr aber, von welcher der Schritt begleitet sein würde, den ich Ihnen angerathen, ist in der That so gering, daß sie eigentlich gar keine Gefahr genannt werden kann. Es kann Niemand je etwas davon erfahren, dies steht so fest wie hunderttausend gegen eins.“

„Also doch eins“, bemerkte Georg beharrlich.

„Es zu einer Insolvenzerklärung kommen zu lassen, wäre selbst bei den schlimmsten Aussichten reiner Wahnsinn; doppelter Wahnsinn aber wäre es, wenn Sie Aussicht haben, so bald Erbe von Ashlydyat zu werden.“

„Thun Sie mir den Gefallen, nicht darauf zu rechnen, Verrall“, sagte Georg. „Ich hoffe, so krank mein Bruder auch zu sein scheint, daß er noch lange am Leben bleibe.“

„Ich für meine Person rechne auch nicht darauf“, entgegnete Mr. Verrall. „An Ihnen ist es, darauf zu rechnen, nicht an mir. Wäre ich an Ihrer Stelle, so würde ich aber dieser handgreiflichen Thatsache meine Augen nicht verschließen. Schauen Sie her. Ihr Wunsch ist, aus dieser Klemme herauszukommen, nicht wahr?“

„Nun, das wissen Sie ja“, sagte Georg.

„Gut. Ich sehe blos einen Weg, auf welchem dies geschehen kann. Das nöthige Geld muß aufgetrieben werden, und wie kann dies geschehen? Nur durch das Mittel, welches ich vorgeschlagen. Niemand wird je etwas davon erfahren. In kurzer Zeit kann dann alles wieder im richtigen Gleise sein.“

„Ich bin schon sehr lange bemüht, alles wieder ins richtige Gleis zu bringen, aber es wird immer schlimmer anstatt besser", entgegnete Georg.

„Deshalb sage ich eben, daß Sie Ihre Augen der Aussicht auf den Besitz von Ashlydyat nicht verschließen sollen. Setzen Sie sich, ermannen Sie sich und lassen Sie uns die Sache ruhig besprechen."

„Sie sehen, Verrall, das Risiko fällt gänzlich auf mich."

„Und auf wen fällt denn der Nutzen, um dessentwillen etwas riskirt wird?" entgegnete Mr. Verrall in treffender Weise.

„Nun, mir scheint aber, als bekäme ich von diesem Gewinn gerade nicht den Löwenantheil", bemerkte Georg.

„Setzen Sie sich, sage ich. Können Sie sich denn gar nicht beruhigen? Trinken Sie noch ein Glas Wein und lassen Sie uns dann die Sache besprechen."

Und wie der Leser sich leicht denken kann, die Sache ward wirklich besprochen, denn es war eine volle Stunde vergangen, als Georg wieder herauskam.

Er sprang in die Droschke, welche gewartet hatte, und sagte dem Kutscher, er solle fahren, was das Zeug hielte. Der Kutscher that dies, und Georg erreichte die Station gerade noch Zeit genug, um den Zug abfahren zu sehen.

Wie oft sehen wir feine Herren anscheinend heiter und lebensfroh in ihren schönen Equipagen dahinrollen, ohne zu ahnen, welche Angst und Verzweiflung ihnen im Herzen sitzt!

Neuntes Kapitel.

Die Comptoiristen der Firma Godolphin, Crosse und Godolphin wußten nicht, was sie beginnen sollten. Es sollte ein gewisser eiserner Schrank geöffnet werden, aber der Schlüssel dazu war nicht da. Man hatte doppelte Schlüssel zu diesem Schranke; einen davon hatte Mr. Thomas Godolphin, den andern Mr. Georg Godolphin in Verwahrung.

Mr. Hurde, der Kassirer, wendete sich an Isaak Hastings.

„Glauben Sie nicht, daß Mr. Georg Godolphin den Schlüssel vielleicht seiner Gattin übergeben hat?"

„Ich will sie fragen", entgegnete Isaak, indem er sich von seinem Comptoirstuhl erhob. „Ich glaube es nicht, denn sonst hätte sie mir ihn gegeben, als sie mich von Mr. Georg Godolphin's Abwesenheit in Kenntniß setzte."

Er ging in das Speisezimmer, jenes angenehme Zimmer, welches eigentlich verdient hätte, mit einem andern Namen bezeichnet zu werden.

Mary stand zerstreut an das Fenstergewände gelehnt und zerpflückte mechanisch die verwelkenden Blüten eines

Geraniums. Als die Thür sich öffnete, wendete sie den Kopf herum und sah ihren Bruder.

„Isaak", sagte sie, „wann kommt der erste Zug an?"

„Von wo her?" fragte Isaak."

„Nun, in der Richtung von Portsmouth. Nicht wahr, von Portsmouth aus wollte St.-Aubyn sich einschiffen?"

„Davon weiß ich gar nichts", entgegnete Isaak. „Auch kann ich nicht sagen, zu welchen Stunden Züge von dieser Richtung ankommen. Ich wollte Dich fragen, Mary, ob Dein Mann Dir vielleicht den Schlüssel zu dem eisernen Bücherschranke aufzuheben gegeben hat."

„Nein", antwortete Mary. „Wahrscheinlich hat er es vergessen. Früher hat er ihn mir allemal übergeben, wenn er nach Geschäftsschluß eine unvermuthete Reise machen mußte."

Isaak kehrte zu seinen Collegen zurück. Der Schlüssel ward höchst nothwendig gebraucht und Isaak daher ersucht, nach Ashlydyat hinauszugehen, um Mr. Thomas Godolphin um den seinigen zu bitten.

Isaak schlug den nächsten Weg ein und dieser führte, wie wir wissen, Crossestreet hinunter und durch das Eschenwäldchen.

Letzteres war, wie wir ebenfalls wissen, ein Ort, der bei Nacht ganz besonders gemieden, ja selbst am Tage nicht häufig besucht ward. Isaak Hastings wunderte sich daher durchaus nicht, daß er in demselben auch nicht einem einzigen Gegenstand, weder einem Menschen, noch einem Geist begegnete.

Gerade am Ausgange aber, auf derselben zerbrochenen Bank, wo Thomas Godolphin vorige Nacht von körper-

lichen Schmerzen überwältigt Halt gemacht hatte, saß Charlotte Pain.

Sie war in tiefe Gedanken versunken und ihre Miene schien zu verrathen, daß sie entweder mit körperlichen oder mit geistigen Qualen kämpfte.

Bleich war sie nicht. Ihre Gesichtsfarbe war zu künstlich zusammengesetzt, als daß eine selbst außerordentliche Gemüthsbewegung hindurchzuleuchten vermocht hätte.

Ihre Hände waren krampfhaft geballt, ihre Stirn gerunzelt, die Lippen emporgezogen, sodaß die Zähne hindurchschimmerten, und ihre Augen stierten in den leeren Raum hinaus.

Isaak konnte nicht umhin, alles dies sehr auffällig zu finden, und ward dadurch nicht wenig überrascht.

„Guten Morgen, Mistreß Pain!“ sagte er.

Charlotte fuhr mit einem unterdrückten Schrei von ihrem Sitze empor.

„Wie können Sie mich so erschrecken?“ rief sie zornig.

„Es war nicht meine Absicht, Sie zu erschrecken“, entgegnete Isaak. „Wenn Sie nicht so in Gedanken versunken gewesen wären, so würden Sie meinen Tritt gehört haben. Glaubten Sie vielleicht, das Gespenst käme?“ setzte er scherzend hinzu.

„Allerdings“, entgegnete Charlotte lachend, indem sie, und zwar mit Erfolg, ihre Fassung wieder zu gewinnen suchte. „Was führt Sie denn so früh am Tage hierher? Wollten Sie sich nach dem Gespenst umsehen oder nach mir?“

„Nach keinem von beiden“, entgegnete Isaak mit mehr

Wahrheit als Galanterie. „Mr. Georg Godolphin schickt mich hierher.“

Isaak wollte damit sagen, daß Georg Godolphin die Ursache seines Hierherkommens sei, weil er aus Unachtsamkeit den Schlüssel mitgenommen. Charlotte nahm jedoch die Worte in buchstäblichem Sinne und machte große Augen.

„Ist Mr. Georg Godolphin nicht gestern Nacht verreist?“ fragte sie.

„Allerdings; er hatte dabei vergessen —“

„Aber was kann ihn dann so bald wieder zurückgeführt haben?“ unterbrach Charlotte den jungen Mann heftig, ohne ihm Zeit zum Ausreden zu lassen. „Ein Tagzug von London kann noch nicht herein sein.“

„Nicht?“ entgegnete Isaak, indem er sie scharf ansah.

„Nein; das wissen Sie doch selbst oder sollten es wissen. Ueberdies könnte er das Geschäft, wegen dessen er die Reise unternommen, nicht abgemacht haben und schon wieder dasein, er müßte denn auf den Telegraphendrähten hin und her geflogen sein. Er hatte die Absicht, um elf Uhr wieder von Paddington abzugehen.“

Sie sprach in ihrer Ueberraschung schnell und unüberlegt. Sie dachte bei sich selbst, um seit der Stunde, zu welcher sie sich am vorigen Abend von ihm getrennt, nach London und wieder zurückzugelangen, müsse er wenigstens den Hin- oder den Herweg auf den Drähten des Telegraphen zurückgelegt haben. Hätte sie sich die Sache auch nur einen Augenblick lang überlegt, so hätte sie wahrscheinlich geschwiegen. Wie vertraut sie auch mit Mr. Georg Godolphin's Angelegenheiten war, so war doch ebendeshalb

für sie um so mehr Grund vorhanden, alle offene Anspielung darauf zu meiden.

„Wer hat Ihnen denn gesagt, daß Mr. Godolphin nach London gereist ist?“ fragte Isaak nach einer Pause.

„Glauben Sie denn, ich wüßte es nicht? O, ich weiß es besser als Sie, Mr. Isaak, wie klug und weise Sie auch zu sein glauben.“

„In Bezug auf Mr. Georg Godolphin's Reisen behaupte ich weder das eine noch das andere zu sein“, entgegnete Isaak. „Es ist dies nicht meine Aufgabe. Ich hörte, er sei mit einem kranken Freunde blos einige Stationen nach Portsmouth zu gefahren. Wenn Sie aber wissen, daß er nach London gereist ist, so ist das natürlich etwas Anderes. Ich bedaure, daß ich nicht länger bei Ihnen verweilen kann, Mistreß Pain. Ich habe etwas an Mr. Thomas Godolphin auszurichten.“

„Dann ist Mr. Georg Godolphin also noch nicht zurück?“ rief Charlotte dem jungen Manne nach, als er über den Steg ging.

„Nein, noch nicht.“

Charlotte sah ihm nach, als er um die Ecke bog, und biß sich auf die Lippen. Isaak's Bemerkung erweckte in ihr einen Zweifel, ob sie wohl recht daran gethan, etwas von London zu erwähnen.

Als Georg bei ihr gewesen war und die Sache mit ihr besprochen hatte, war sie im voraus neugierig gewesen, welchen Vorwand er wohl ersinnen würde, um die Reise zu machen. Die Idee, aus Liebe zu einem Freunde einige Stationen weit nach Portsmouth zu fahren, war Georg erst später auf dem Heimwege eingefallen.

„Wer weiß, ob ich da nicht Unheil angerichtet habe", begann Charlotte langsam zu murmeln. Gleich darauf aber warf sie trotzig und mit herausfordernder Miene den Kopf zurück. „Was kommt weiter darauf an?" fuhr sie fort. „Georg wird sich schon durchzuschlagen wissen."

Thomas Godolphin saß in seinem Zimmer beim Frühstück. Sein Gesicht war bleich und abgezehrt und trug unverkennbare Spuren innerer Leiden. Isaak Hastings ward vorgelassen und setzte ihn von der Ursache seines Erscheinens in Kenntniß.

Thomas hörte die Nachricht von Georg's Abwesenheit mit beträchtlicher Ueberraschung.

„Er verließ mich gestern spät am Abend, in der Nacht, möchte ich sagen, um nach Hause zurückzukehren. Von seiner Absicht, zu verreisen, erwähnte er aber kein Wort. Wohin sagen Sie, daß er gereist sei?"

„Meine Schwester sagte mir in seinem Auftrage, er habe einen kranken Freund, den Kapitän St.-Aubyn, einige Meilen auf der Eisenbahn nach Portsmouth begleitet", entgegnete Isaak. „Mistreß Pain aber, die ich so eben traf, sagt, er sei nach London gereist, und sie schien ihrer Sache ganz gewiß zu sein."

Thomas Godolphin machte weiter keine Bemerkung. Es gefiel ihm vielleicht nicht, seine Meinung über eine seinen Bruder betreffende Mittheilung von Mistreß Charlotte Pain zu äußern.

Er händigte Isaak den verlangten Schlüssel ein und sagte, er werde sogleich selbst in die Bank kommen.

Er hatte eigentlich nicht die Absicht gehabt, diesen Tag in die Bank zu gehen, die Nachricht von Georg's Abwesen-

heit aber bewog ihn, sich doch hin zu begeben. Er ließ seinen Wagen anspannen und langte fast gleichzeitig mit Isaak an.

Nachdem er in dem Directorialzimmer eine Viertelstunde dem Geschäft gewidmet, begab er sich zu Mary. Sie saß in ihrem netten Morgenanzuge am Fenster und arbeitete an einer Stickerei. In ihrem sanften Antlitz, in ihren freundlichen, milden Augen glaubte Thomas zuweilen eine Aehnlichkeit mit seiner tiefbetrauerten Ethel zu lesen, und er hatte überhaupt Mary von jeher geliebt und geachtet.

Sie erhob sich bei seinem Eintritt, reichte ihm die Hand und erkundigte sich ruhig, aber theilnehmend nach seinem Gesundheitszustande.

Derselbe sei nicht so befriedigend wie gestern, antwortete Thomas.

Er setzte voraus, daß Georg ihr die nächtliche Begegnung im Eschenwäldchen erzählt habe.

Mary hatte aber nichts davon gehört.

„Wie könnte Georg gestern Abend im Eschenwäldchen gewesen sein?“ fragte sie verwundert. „Meinst Du wirklich gestern Abend, Thomas?“

„Ja, gestern Abend, nachdem ich von hier fortgegangen war. Unterwegs ward mir auf einmal sehr unwohl —“

Die kleine Meta, welche sich auf der Terrasse herumgetrieben hatte, kam herbeigesprungen, um zu sehen, wer mit ihrer Mama spräche, und ließ Thomas nicht ausreden.

„Onkel Thomas! Onkel Thomas!“ rief sie außer sich

vor Freuden, denn sie stand mit ihm auf dem freundschaftlichsten Fuße.

Der Eintritt der Kleinen gab dem Gespräch eine andere Wendung.

Thomas nahm sie auf das Knie und streichelte ihr zärtlich die goldenen Locken. Er entsann sich, daß er gerade solche goldene Locken auf dem Haupte seines Bruders Georg gestreichelt, als dieser ein kleiner Bursche von Meta's Alter war.

„Janet trug mir auf, Dich zu fragen, ob Du sie nicht heute in Ashlydyat besuchen wolltest", sagte er. „Sie —"

„Meta auch mit gehen", unterbrach ihn das kleine Plappermaul wieder. „Meta auch mitgehen, Onkel."

„Wirst Du aber auch gut sein, Meta, und nicht von Tante Janet fortlaufen und Dich in den Corridoren verirren wie das letzte Mal?" fragte Thomas lächelnd.

„Meta ganz gut", antwortete die Kleine mit altklugem Kopfnicken.

„Nun, dann kannst Du mitgehen, Meta., das heißt, wenn Mama Dich mitnehmen will."

Letzteres betrachtete Meta als etwas Ausgemachtes. Sie wartete daher auf keine weitere Zustimmung, sondern rutschte von dem Knie ihres Onkels herunter und lief fort, um Margery aufzusuchen und es dieser zu sagen.

Thomas wendete sich zu Mary.

„Wo ist Georg hingereist?" fragte er; „mit St.-Aubyn oder nach London?"

„Nach London nicht", entgegnete Mary. „Er ist mit dem Kapitän St.-Aubyn fort. Warum glaubst Du, er sei nach London?"

„Dein Bruder Isaak sagte, Mistreß Pain glaube, er sei nach London", entgegnete Thomas. „Wahrscheinlich waltet hier ein Irrthum ob. Was mich hauptsächlich wundert, ist, daß er überhaupt jetzt verreisen konnte. Er wird im Geschäft sehr nothwendig gebraucht. Wirst Du also nach Ashlydyat gehen, Mary?"

„Ja, recht gern. Es ist mir allemal, wenn Georg nicht da ist, hier sehr unbehaglich zu Muthe."

Mary sollte bald die Ueberzeugung gewinnen, daß sie sich geirrt, als sie mit so vieler Bestimmtheit erklärt hatte, Georg habe dem Kapitän St.-Aubyn das Geleit gegeben.

Als sie mit Meta und Margery, welche es als eine schwere Beleidigung betrachtet haben würde, wenn sie sich dem Besuch in Ashlydyat nicht hätte anschließen dürfen, aufbrach, kam Thomas aus dem Comptoir heraus und begleitete sie bis an die Thür.

Während sie hier standen, kam der Portier des Gasthauses zur Glocke zufällig vorüber und Mary rief ihn an und fragte, ob es mit dem Befinden des Kapitäns St.-Aubyn bei seiner Abreise etwas besser gegangen sei.

„Nein, er war gar nicht wohl", antwortete der Mann. „Das Reisen muß ihm sehr sauer werden. Er hat während der Nacht ein förmliches Fieber gehabt."

„Und unser Herr hat die ganze Nacht bei ihm gesessen?" mischte Margery ohne weitere Umstände in mißbilligendem Tone sich ein.

„Nein, das ist nicht der Fall gewesen", sagte der Mann, indem er Margery ansah, als ob er sie nicht verstände. „Ich hatte vorige Nacht die Wache und bin vier- oder fünf-

mal bei ihm im Zimmer gewesen, allein ich habe Niemand bei ihm gesehen.“

„Aber mein Bruder hat den Kapitän doch heute Morgen begleitet?“ fragte Thomas Godolphin.

„Wohin denn, Sir?“

„Nun, auf seiner Reise.“

„Nein, Sir, davon weiß ich nichts. Auf dem Bahnhof habe ich ihn auch nicht gesehen.“

Mary dachte, der Mann sei nicht recht bei Verstande.

„Mein Gatte kehrte doch gestern Nacht zwischen elf und zwölf Uhr in die Glocke zurück“, sagte sie. Er hatte die Absicht, den Kapitän auf seiner Reise zu begleiten.“

„Mr. Georg Godolphin war allerdings einige Minuten nach elf in der Glocke“, entgegnete der Portier. „Ich selbst ließ ihn heraus. Wiedergekommen aber ist er nicht. Ich glaube auch nicht, daß er heute Morgen mit in dem Zug war. Bei dem Kapitän St.-Aubyn war er nicht, das weiß ich gewiß, denn diesen habe ich nicht eher verlassen, als bis der Zug abging.“

Man sagte weiter nichts zu dem Portier. Er griff grüßend an seinen Hut und setzte seinen Weg weiter fort. Mary's Gesicht verrieth, daß sie nicht wußte, was sie denken sollte. Thomas sah sie lächelnd an.

„Ich glaube, Du bist es, die sich irrt, Mary“, sagte er. „Verlaß Dich darauf, Mistreß Pain hat Recht und Georg ist nach London gereist.“

„Aber warum sollte er nach London reisen, ohne mir etwas davon zu sagen?“ entgegnete Mary. „Warum gab er vor, er wolle den Kapitän St.-Aubyn begleiten?“

Thomas konnte hierzu weiter nichts sagen. Meta begann mit ihren niedlichen Schuhen zu stampfen und ihre Mama bei der Hand zu zerren. Sie wollte gern fort.

Man wählte den Weg durch das einsame Eschenwäldchen. An einem sonnenhellen Tage war dasselbe sehr angenehm. Der Sonnenschein scheucht Gespenster hinweg und überdies war dieser Weg auch der nächste.

Als sie eben in dasselbe einbogen, begegneten sie Charlotte Pain.

Mary in ihrer biedern Geradheit und Arglosigkeit sprach sofort von der Ungewißheit, in welcher sie sich hinsichtlich ihres Gatten befand.

„Warum glauben Sie, daß er nach London gereist sei?“ fragte sie.

„Weil ich es weiß“, entgegnete Charlotte; „er hat mir es gesagt.“

„Zu mir aber sagte er, er wolle blos den Kapitän St.-Aubyn ein Stück Weges geleiten“, entgegnete Mary mit einem Anflug von Zweifel in ihrem Tone.

„Ja, liebe Freundin, die Männer finden es nicht immer wünschenswerth, ihre Frauen in Bezug auf ihre kleinen Angelegenheiten au courant zu halten.“

Und hätte es Charlotte ihre ewige Seligkeit kosten sollen, so hätte sie nicht umhin gekonnt, Mary diesen Stich ins Herz zu versetzen. Nicht einmal die Rücksicht auf Georg's Geheimnisse that ihr Einhalt. Sie hatte dadurch, daß sie mit Isaak gesprochen, das Unheil einmal angestiftet, und diese Gelegenheit war zu herrlich, als daß sie dieselbe hätte ungenutzt lassen sollen. Demgemäß ließ sie es darauf ankommen. Hätte Charlotte es um ihrer selbst

willen wagen können, so hätte sie täglich eine unbeschränkte Anzahl von vergifteten Pfeilen auf die arme Mary abgeschossen und es würde ihr dies zur großen Kurzweil gedient haben.

Sie rauschte weiter. Ein unverkennbares triumphirendes Lächeln leuchtete aus ihren Augen, als sie dieselben auf Mary heftete und dann der kleinen Meta freundlich herablassend zunickte.

Erst Margery's Anblick brachte Mary wieder zum Bewußtsein ihrer selbst. Die alte Dienerin sah Charlotte mit einem seltsamen finstern Blicke nach, einem Blicke, welchen Mary ebensowenig verstand, als sie Charlottens triumphirenden verstanden hatte. Margery begegnete dem Auge ihrer Herrin und suchte hustend ihrem Gesicht wieder den gewöhnlichen Ausdruck zu geben.

„Ich betrachtete mir den Schnitt ihrer Jacke", sagte sie. „Ich möchte nur wissen, was noch alles Mode werden wird. Die Männer werden zuletzt noch Frauenkleider anziehen, denn die Frauen laufen schon in Männerkleidern einher. Meta, wenn ich wüßte, daß Du auch einmal eine solche Närrin aus Dir machtest, so —"

„Nun, was denn, Margery?" fragte Meta aufblickend.

„So nähme ich Dich lieber mit ins Grab, wenn ich einmal sterbe."

Georg hatte, wie der Leser sich erinnern wird, den Zug, mit welchem er wieder nach Priors Ash zurückreisen wollte, verfehlt. Er überlegte, ob er einen Extrazug nehmen solle. Zwei Gründe hielten ihn davon zurück. Erstens hätte seine Ankunft in Priors Ash mit einem Extrazuge nothwendig Aufsehen erregt. Zweitens ist ein Extra-

zug sehr kostspielig und Georg hatte seit einiger Zeit nicht viel Geld übrig. Er wartete daher auf den nächsten gewöhnlichen Zug und langte mit diesem um sieben Uhr in Priors Ash an.

Er begab sich sofort nach Hause. Die Bank war für diesen Tag geschlossen.

Pierce öffnete seinem Herrn die Hausthür und Georg begab sich in das Speisezimmer. Hier war weder von einem Diner, noch sonst von einer Vorbereitung irgend eine Spur zu sehen.

„Mistreß Godolphin ist in Ashlydyat, Sir. Sie ging schon heute Vormittag mit Miß Meta und Margery hinauf. Sie möchten wohl gern diniren, Sir, nicht wahr?"

„Es liegt mir weiter nicht viel daran", entgegnete Georg. „Bringt mir irgend etwas, was gerade da ist. War mein Bruder heute im Geschäft?"

„Ja, Sir; ich glaube, er ist den ganzen Tag dagewesen."

Georg ging in das Directorialzimmer und dann in mehrere andere der Geschäftslokalitäten. Er sah sich nach Briefen um, schlug mehrere Geschäftsbücher auf und schien mit einem Worte sehr emsig zu sein. Nach einer Weile kam er wieder heraus und rief Pierce.

„Ich brauche Licht", sagte er.

Pierce brachte es.

„Ich werde ungefähr eine halbe Stunde hier zu thun haben, Pierce", sagte Georg dann. „Sollte Jemand kommen, so sagt, daß ich mich nicht stören lassen könne — unter keinem Vorwand, versteht Ihr?"

„Sehr wohl, Sir."

Georg verschloß hierauf die Zwischenthür zwischen dem Wohnhause und der Bank und zog den Schlüssel ab.

Hierauf bog er in einen Gang ein und ging mit dem Licht in der Hand einige Stufen hinab. Dann wählte er von mehreren mitgebrachten Schlüsseln einen aus und öffnete die Thür eines trockenen gewölbten Raums. Es war dies der feuerfeste Keller, in welchem die Bank ihre Gelder und Werthpapiere verwahrte.

„Schrank Nummer drei rechts", las er, indem er einen Zettel zu Rathe zog, auf welchen er oben einige Worte mit Bleistift geschrieben. „Nummer drei? Dann muß es dieser sein."

Er wählte einen zweiten Schlüssel und steckte ihn in das Schloß. Er drehte ihn mehrmals herum, konnte aber das Schloß nicht öffnen. Aergerlich riß er den Schlüssel wieder heraus und las die daran hängende Etikette. „Schlüssel zum Schrank Nummer zwei" stand darauf.

„Was für ein Dummkopf ich bin! Ich habe den falschen Schlüssel mitgebracht", sagte Georg.

Er ging, über seine eigene Dummheit murrend, wieder die Treppe hinauf, öffnete das kleine Schränkchen, in welchem die Schlüssel verwahrt wurden, und suchte den richtigen. Nummer drei war der, welchen er brauchte. Nummer drei war aber nicht da.

Georg stand vor Ueberraschung wie angewurzelt. Nur er hatte die Schlüssel in seinem Gewahrsam. Niemand anders außer ihm als sein Bruder war ermächtigt, sich dem Behältniß zu nähern, in welchem die Schlüssel verwahrt wurden.

Wäre die Bank selbst verschwunden, so hätte Georg

nicht mehr erstaunen können, als über das Verschwinden dieses Schlüssels, und noch eine Minute zuvor wäre er bereit gewesen, vor jedem Gerichtshofe des Landes zu beschwören, daß der Schlüssel dasein müsse.

Er warf die Schlüssel hin und her, ohne darauf zu achten, daß er sie in Unordnung brachte. Er gewann die Ueberzeugung, daß die Schicksalsgöttinnen sich gegen ihn verschworen und gerade diesen besondern Schlüssel hinweggezaubert hätten, weil er ihn brauchte.

Daß Niemand als Thomas ihn berührt haben könne, wußte er, konnte sich aber nicht denken, warum dies geschehen sei.

Ebenso wenig konnte er sich denken, wo der Schlüssel in gegenwärtigem Augenblick sei oder sein könne. Hätte Thomas den Schlüssel gebraucht, um den Schrank zu öffnen, so war er doch viel zu pünktlich und pedantisch, als daß er ihn nicht wieder an seinen Platz zurückgebracht hätte.

Nachdem Georg eine Viertelstunde nachgedacht — und dieses Nachdenken war durchaus kein sehr angenehmes — gab er die Sache verzweiflungsvoll auf.

„Ich muß warten bis morgen", sagte er bei sich selbst. „Wenn Thomas den Schlüssel aus Vergeßlichkeit mitgenommen hat, so wird er es bemerken und ihn wieder an Ort und Stelle bringen."

Er wollte die Thür des Schlüsselschränkchens wieder schließen, als er bemerkte, daß auf dem untersten Bret etwas lag, was dieses beabsichtigte Schließen hinderte. Er leuchtete in den Schrank hinein und fand — den vermißten Schlüssel! Er selbst mußte ihn beim ersten Oeffnen des Schränkchens heruntergeworfen haben.

Mit einem unterdrückten Jubelruf ergriff er ihn. Einem Jubelruf! Eher hätte er Ursache gehabt, einen Klagelaut auszustoßen.

Er konnte aber immer noch nicht begreifen, wie der Schlüssel auf dieses untere Bret des Schränkchens hatte gerathen können. Daß er ihn selbst fallen gelassen, daran war kein Zweifel; allen anerkannten Gesetzen der Schwere zufolge hätte er aber auf den Boden fallen müssen, und es war im höchsten Grade seltsam, daß er wieder in die Höhe auf das untere Bret gesprungen war.

„Janet würde sagen, es sei dies für mich eine Mahnung, mich des Schlüssels nicht zu bedienen, nämlich nicht auf die Weise, wie ich jetzt zu thun im Begriff stehe", sagte er nachdenklich. Einen Augenblick später ging er jedoch, über Janet und ihren Aberglauben lachend, mit dem Schlüssel in der Hand die Treppe nach dem Gewölbe hinunter.

Der Schrank Nummer drei rechts ward nun ohne Mühe aufgeschlossen. In diesem Schranke befanden sich einige Blechkisten, auf deren einer „Lord Averil" geschrieben stand. Einen kleinern anderweiten Schlüssel aus der Zahl der mitgebrachten auswählend, öffnete Georg dieses Kästchen.

Es war mit Papieren angefüllt.

Georg sah dieselben mit raschem, geübtem Blicke durch und zog eins davon heraus.

Es war ein etwas dickes Packet und auswendig überschrieben.

Dieses steckte er in die Tasche und begann dann die übrigen wieder in Ordnung zu bringen. Hätte man ihm

in diesem Augenblicke einen Spiegel vorgehalten, so würde derselbe ein todtenbleiches Antlitz zurückgeworfen haben.

Georg schob das aus dem Kästchen genommene Papier in ein festes Couvert, schrieb eine Adresse auf dieses, verließ damit das Haus und warf es in den Briefkasten an der entgegengesetzten Ecke von Crosse-Street.

Es dauerte nicht lange, so war er auf dem Wege nach Lady Godolphin's Folly, um das ihm von Mistreß Verrall übergebene kleine Packet zu bestellen. Es war dies ein hinreichender Vorwand, um dort einen Besuch zu machen, wenn Georg nämlich eines solchen Vorwandes bedurft hätte, was aber nicht der Fall war.

Es war eine helle Nacht, ebenso wie die vorige gewesen, obschon der Mond noch nicht sehr hoch stand.

Georg erreichte den Steg an der Ecke des Eschenwäldchens, wo er am Abend zuvor durch die Erscheinung seines Bruders erschreckt worden und Isaak Hastings am Morgen des heutigen Tages Charlotte Pain gesehen, und bog in den offenen rechts abführenden Weg ein.

Noch einige Schritte und er kam dann auf den schmalen Pfad, der ihn durch das Wäldchen führte, während Ashlydyat und die nach dahin führenden Wege links liegen blieben.

Liebte Georg die Dunkelheit, daß er diese Straße wählte? Schon vorige Nacht hatte er ihr ebenso wie jetzt den Vorzug gegeben, obschon es höchst selten vorkam, daß Jemand sich der Folly auf diesem unheimlichen Pfade näherte. Noch einige Schritte und er mußte den Saum des Wäldchens erreichen, von wo an dann der Weg nach der Folly in dem hellen, offenen Mondlicht weiter führte.

Georg bemerkte vielleicht kaum selbst, daß er diesen Weg einschlug, so sehr war er in Gedanken versunken.

Gesenkten Hauptes schritt er dahin. Woran dachte er? Wünschte er, die eben vollbrachte That ungeschehen machen und das, was er aus dem Blechkasten genommen, wieder hinlegen zu können? Wünschte er, die Thaten der letztvergangenen Jahre ungeschehen machen und wieder ein Mann ohne eine Wolke auf der Stirn, ohne eine noch schwerere Wolke auf dem Herzen sein zu können?

Es war zu spät. Er konnte weder das Eine noch das Andere ungeschehen machen. Das Papier war schon auf dem Wege nach London und die Jahre waren mit ihren vom Ewigen aufgezeichneten guten und bösen Werken in den Schooß der furchtbaren Vergangenheit hinabgesunken.

Was war das? Georg richtete den Kopf empor und horchte. Ein Murmeln von gedämpften Stimmen, ein paar zornigen Stimmen, ließ sich in seiner Nähe vernehmen und in einer derselben glaubte er mit Bestimmtheit die Charlottens zu erkennen.

Der Pfad war gerade an dieser Stelle so schmal, daß nicht mehr als eine Person auf einmal denselben passiren konnte. Plötzlich hallte ein lautes Gekreisch durch die Nachtluft.

Keuchend, verstört, athemlos, mit von Furcht oder Leidenschaft verzerrten Zügen, während das leichte Gazegewand von jedem Ast, mit dem es in Berührung kam, zerfetzt ward, kam Charlotte den schmalen Weg herabgeflogen, und wenn Georg seinen Augen trauen durfte, so floh Jemand, von gleichem Entsetzen gejagt, in entgegengesetzter Richtung, gerade als ob sie sich eben getrennt hätten.

„Charlotte! was gibt es? Wer hat Sie so erschreckt?“ rief er.

Vom Impuls des Augenblicks getrieben, erfaßte er sie, um sie zu beschützen, gleich darauf aber ließ er sie wieder los und setzte dem andern Flüchtling nach. Er glaubte nicht anders, als daß irgend Jemand, vielleicht ein Fremder, Charlotte begegnet sei und sie durch unziemliche Worte oder Werke so in Schrecken gesetzt habe.

„Wer war es denn?“ rief er zurück, während er dem Fliehenden nacheilte.

Charlotte war aber ebenso schnell als er. Sie holte ihn ein, umschlang ihn mit ihren Händen und hielt ihn fest. Es waren von Natur starke Hände, in diesem Augenblick der Aufregung aber doppelt stark, und Georg konnte sich nicht davon losmachen, wenn er nicht geradezu Gewalt gebrauchen wollte.

„Bleiben Sie, wo Sie sind! Um Gottes willen bleiben Sie, wo Sie sind!“ keuchte sie. „Sie dürfen nicht fort!“

„Aber was soll das heißen? Was gibt es?“ fragte er erstaunt.

Sie gab keine andere Antwort, sondern hielt ihn nur um so fester, während sie in wild aufgeregtem Tone wiederholte:

„Sie dürfen nicht fort! Sie dürfen nicht fort!“

„Mir für meine Person liegt auch gar nichts daran, fortzukommen“, entgegnete Georg. „Blos um Ihretwillen wollte ich den Fliehenden verfolgen. Beruhigen Sie sich, Charlotte, beruhigen Sie sich!“

Charlotte ging den schmalen Pfad weiter hinunter, indem sie Georg hinter sich herzog. Sobald der Weg breiter

ward, obschon er auch hier immer noch schmal war, legte sie ihren Arm in den Georg's und lenkte ihre Schritte nach dem Hause.

Georg konnte ihr verstörtes bleiches Gesicht nun besser sehen, und alle jemals erfundenen Schönheitsmittel und Toilettenkünste wären nicht im Stande gewesen, jetzt den furchtbaren Ausdruck dieser Züge zu verbergen. Georg fühlte, wie die Pulse seiner Begleiterin flogen, er hörte das Pochen ihres Herzens.

Sich zu ihr niederbeugend sagte er mit beschwichtigendem Geflüster:

„Erzählen Sie mir, was Sie erschreckt hat."

Sie wollte nicht antworten. Sie drückte seinen Arm blos fester an sich, als ob sie fürchtete, daß er sich wieder loszureißen versuchen würde, und beschleunigte ihren Schritt immer mehr. An den Bäumen, welche dem Hause gegenüber einen davon abgewendeten Halbkreis bildeten, hineilend, erreichte Charlotte das Ende des Wäldchens und lief dann rasch quer über den Rasenplatz nach der Terrasse und durch eine der Glasthüren in das Haus hinein.

Georg folgte ihr.

Ihr Erstes, was sie, nachdem sie hinein waren, that, war, daß sie die innern Läden der Glasthüre schloß und verriegelte; ihr Zweites, daß sie auf den nächsten Stuhl niedersank.

So mitleiderregend sie auch aussah, so konnte Georg, als er sah, wie der dünne Stoff ihres Kleides unten am Saume nur noch in Fetzen um sie herumhing, sich kaum eines Lächelns enthalten.

„Soll ich Ihnen vielleicht etwas holen, Charlotte, oder soll ich einer Dienerin klingeln?"

„Ich brauche nichts; es wird mir sogleich wieder besser sein", antwortete sie. „Wie konnten Sie mich so erschrecken?"

„Ich hätte Sie erschreckt?" entgegnete Georg. „Ich war es doch nicht, der Sie erschreckte?"

„Ja wohl waren Sie es, Sie und Niemand anders. Hörten Sie mich nicht kreischen?"

„Allerdings hörte ich das."

„Nun, ich kreischte, weil ich etwas in den Bäumen rascheln hörte, und das waren Sie", fuhr Charlotte hartnäckig fort. „Ich war ausgegangen, um zu sehen, ob die frische Luft mich vielleicht von dem entsetzlichen Kopfweh befreien würde, welches mich seit gestern Abend martert und nicht weichen will. Ich schlenderte in das Wäldchen hinein und dachte an dies und jenes, ohne zu ahnen, daß Sie oder sonst Jemand in meiner Nähe sein könnte, bis die Bäume zu zittern begannen. Ich wundere mich, daß ich nicht ohnmächtig geworden bin."

„Was reden Sie da für ungereimtes Zeug, Charlotte", entgegnete Georg. „Sie flüsterten in zornigem Tone mit Jemand, der dann in der entgegengesetzten Richtung entfloh. Wer war es?"

„Ich habe außer Ihnen keinen Menschen gesehen oder gehört; auch habe ich mit Niemand geflüstert."

Georg sah sie aufmerksam an. Daß sie eine Unwahrheit sagte, davon war er überzeugt, denn er hatte zu genau gesehen, daß noch eine zweite Person zugegen gewesen.

„Aber warum hielten Sie mich denn zurück, als ich den Fliehenden verfolgen wollte?" fragte er.

„Ich hielt Sie fest, weil ich nicht allein bleiben wollte", antwortete Charlotte. „Ich fürchtete mich zu sehr."

„Wahrscheinlich steckt hier ein Geheimniß dahinter. Von welcher Art dasselbe aber auch sein möge, so sollte ich doch meinen, mir könnten Sie es anvertrauen", sagte Georg bedeutsam.

Charlotte erhob sich.

„Das würde ich gewiß auch thun, wenn es hier etwas anzuvertrauen gäbe", entgegnete sie. „Sehen Sie mich nur an — mein Kleid ist vollständig ruinirt."

„Sie sollten es ein wenig aufschürzen, wenn Sie in einen Wald hineingehen, wo die Bäume einander fast berühren."

„Ich hatte es auch gethan, bis Sie kamen", entgegnete Charlotte, indem sie auf einen Stuhl sprang, um den untern Theil des Kleides in einem der Seitenspiegel zu besehen. „Sie erschreckten mich aber so, daß ich es wieder fallen ließ. Ich glaube, ich kann es wieder zusammennähen und eine Spitzenfalbel darauf setzen lassen", sagte sie nachdenklich. „Dieses Kleid kostet viel Geld, das können Sie mir glauben, Mr. Godolphin."

Sie sprang wieder von dem Stuhl herunter und Georg zog nun das ihm von Mistreß Verall übergebene Packet hervor.

„Ich versprach ihr, es heute noch an Sie abzuliefern", sagte er. „Dies ist der Grund meines unglücklichen Erscheinens hier, welches, wie es scheint, Sie so sehr erschreckt hat."

„O, das ist nun vorüber. Wann sind Sie wieder angekommen?"

„Ich kam mit dem Siebenuhrzuge. Verrall habe ich gesprochen.“

„Nun, wie steht's?“

„Es steht nicht gut. Wissen Sie, was ich zuweilen zu argwöhnen beginne? Daß Verrall und alle Andern ein falsches Spiel mit mir treiben. Ich bin der Welt überdrüssig.“

„Nein, Verrall treibt kein falsches Spiel mit Ihnen, Georg. Wenn ich dieses glaubte, so würde ich es Ihnen sagen, ja, dies würde ich bei meinem heiligen Ehrenwort. Es ist gar nicht wahrscheinlich, daß er ein falsches Spiel mit Ihnen treibe. Wenn der Mensch auf übler Laune ist, so sieht er alles mit trübem Blick. Dies ist heute Abend auch mit Ihnen der Fall.“

Zehntes Kapitel.

Kleine Mädchen haben das Vorrecht, ungezogen zu sein. Sie machen es sich zum Vergnügen, goldene Versprechungen zu geben, um dieselben dann nicht zu halten, was sie vielleicht später im Leben auch in andern Beziehungen thun.

Miß Meta Godolphin machte hiervon keine Ausnahme. Sie hatte ihrem Onkel Thomas ernstlich versprochen, ein gutes Kind zu sein und nicht fortzulaufen, um sich wieder in den Corridoren zu verirren.

Nicht so bald aber war sie in Ashlydyat angelangt und durch Margery von Hut und Mantel befreit, so eilte sie mit einem lustig herausfordernden Gelächter, welches Charlottens Herz erfreut haben würde, nach der verbotenen Region, nämlich nach den unbenutzten Corridoren.

Hätte man nach ihrem Beweggrund hierzu geforscht, so würde man gefunden haben, daß derselbe einzig und allein in dem Genuß bestand, den es ihr gewährte, ein Verbot zu übertreten.

Ueberhaupt war sie sehr zum Ungehorsam geneigt, gegen eine einzige Person ausgenommen. Diese eine Person

war ihre Mutter. Mary hatte nie ein heftiges Wort zu ihr gesagt oder in heftigem Tone mit ihr gesprochen, aber dennoch war es ihr gelungen, die Kleine nicht blos zum Gehorsam, sondern auch zur Liebe zu erziehen.

Ihrem Vater, Margery und ihrer Großmutter war sie offen ungehorsam und lachte ihnen dabei keck ins Gesicht, aber gegen ihre Mutter that sie dies nie. Sie erinnerte sich, daß sie bei dem letzten Besuche, den sie in Ashlydyat abgestattet, von Margery wegen der abgelegenen Corridore, die sie erst damals ausfindig gemacht, tüchtig ausgescholten worden war, und diese Erinnerung war, wie es schien, ihr so angenehm, daß sie sich nach einer Wiederholung jenes Auftritts sehnte.

„So!“ sagte Margery, als sie mit der Toilette der Kleinen fertig war. „Nun kannst Du ein wenig herumspringen, aber daß Du mir nicht wieder in die alten Zimmer und Corridore läufst, das merke Dir!“

Meta schüttelte ihre goldenen Locken, lachte trotzig und rannte sofort nach den Corridoren. Ihre Mutter hatte ja niemals zu ihr gesagt: „Du darfst nicht in jene Corridore gehen“, und die Befehle der übrigen Welt galten in ihren Augen nichts.

Margery hatte von dem Ungehorsam ihres Pfleglings keine Ahnung, sondern glaubte, Meta sei sofort zu ihrer Mutter und ihren Tanten, den Misses Godolphin, gelaufen.

Das ihr ertheilte Verbot hinsichtlich der alten Corridore beruhte auf keinerlei geheimnißvollem Beweggrund, sondern einzig und allein auf der Fürsorge für ihr persönliches Wohl. Die nach dem Thurme führende Treppe war

ohne Dach, die Schießscharten und Gucklöcher in dem Thurme standen offen, und ein Sturz von ersterer hinab oder zu den andern hinaus konnte der jungen Dame das Leben kosten.

Diese Räumlichkeiten, die unbenutzten Corridore auf der Hinterseite des Stockwerks und die nach dem darüber befindlichen viereckigen Thurm führende Treppe, waren durch eine Thür abgeschlossen, welche sie von dem bewohnten Theile des Hauses trennte. Diese Thür hatte Meta öffnen gelernt und lief nun, wohin es ihr beliebte. Mary befand sich in Janet's Zimmer und sprach mit dieser und Bessy. Letztere war einige Tage auf Besuch gewesen, am Abend vorher aber wieder nach Hause zurückgekehrt.

„Wo ist denn Georg eigentlich hin?" fragte Janet. „Dein Bruder Isaak sagte heute Morgen, er sei verreist."

„Wohin er gereist ist, kann ich nicht sagen; es scheint in dieser Beziehung ein Irrthum obzuwalten", entgegnete Mary. „Georg ward gestern Abend von seinen Gästen hinweggerufen, um den Kapitän St.-Aubyn zu besuchen, welcher in der Glocke krank lag. Bald nach elf Uhr kam er wieder nach Hause und sagte, der Kapitän sei noch sehr krank und er werde zu ihm zurückkehren, um bei ihm zu wachen und ihn wahrscheinlich am Morgen einige Stationen weit zu begleiten."

„Dann muß er unmittelbar von hier nach Hause zurückgekommen sein", bemerkte Janet. „Er kam mit Thomas hierher, den er im Eschenwäldchen getroffen —"

„Aber was hat Georg nur überhaupt gestern Abend in das Eschenwäldchen geführt?" unterbrach sie Mary.

„Thomas sagte auch schon etwas davon, aber ich habe vergessen, ihn deswegen näher zu befragen.“

„Er war bei Verralls gewesen, wenigstens sagte er dies zu Thomas.“

„Mr. Verrall ist ja aber jetzt gar nicht da“, wendete Mary ein.

„Nun, dann hat er wahrscheinlich Charlotte Pain einen Abendbesuch gemacht“, sagte Bessy, welche es selten nothwendig fand, ihre Gedanken und Meinungen zu verschweigen. „Ich glaube überhaupt, Georg macht Mistreß Pain sehr gern dann und wann einen Abendbesuch. Es ist das sehr thöricht von ihm, denn ich bin überzeugt, daß sie es nicht werth ist.“

„Eben Mistreß Pain sagt, er sei nach London gereist und nicht mit dem Kapitän St.-Aubyn“, sagte Mary. „Ich bin nicht im Stande, mir dies zusammenzureimen. Wenn Georg die Absicht gehabt hätte, nach London zu reisen, wie Mistreß Pain sagt, so wäre er ganz gewiß nicht nach Hause gekommen, um mir zu sagen, daß er wo anders hin ginge.“

„Zu Thomas sagte er gar nicht, daß er überhaupt irgendwohin reisen wolle“, bemerkte Janet. „Georg —“

Ein Geräusch im obern Stock machte Janet stutzig und bewog sie inne zu halten.

Nicht als ob das Geräusch an und für sich Jemand hätte erschrecken können. Es war ein sehr schwaches Geräusch und vielleicht kein Ohr außer dem stets wachen und aufmerksamen Janet's würde es bemerkt haben. Der Thurm war theilweise über Janet's Zimmer gebaut, und es war so ungewöhnlich, irgend einen Laut oder ein Ge-

räusch darin zu vernehmen, daß Janet jetzt nicht umhin konnte zu stutzen. Jahrein jahraus herrschte in diesem Thurme tiefes Schweigen, wenn nicht vielleicht Janet selbst einmal hinaufkam.

„Wo ist denn Meta?“ rief Janet plötzlich und eilte zur Thür hinaus. „Sie ist doch nicht etwa wieder die Treppe hinauf? Margery! Wo ist das Kind?“

Margery war gerade in diesem Augenblick beschäftigt, die letzte Hand an ihre eigene Toilette zu legen. Noch ohne Haube kam sie aus einem der vielen schmalen Gänge und Windungen geflogen, welche sich in diesem Stockwerk kreuzten.

„Meta ging, sobald ich ihr die Schürze vorgebunden, fort, um sich zu Ihnen zu begeben, Miß Godolphin.“

„Dann ist sie jedenfalls in den Thurm hinaufgeklettert. Zu uns ist sie nicht gekommen.“

Mit diesen Worten eilte Janet sofort nach dem Thurm hinauf, während Margery, trotzdem daß sie noch ohne Haube war, ihr folgte.

Bessy und Mary durchschritten den nach der Thurmtreppe führenden Gang und blieben hier emporblickend stehen.

Mary hätte, wenn sie allein gewesen wäre, nicht zu sagen vermocht, welcher von den Gängen nach der Thurmtreppe führte, und sie konnte nicht begreifen, warum soviel Aufhebens davon gemacht ward, daß Meta dort hinauf gegangen war. So seltsam es auch scheinen mag, so war sie, obschon seit so vielen Jahren Godolphin's Gattin und muthmaßliche künftige Herrin von Ashlydyat, doch niemals über jene das bewohnte Haus abschließende Thür hinaus-

gekommen. Janet hatte sich nie erboten, sie einmal in den unbenutzten Zimmern und in dem Thurm herumzuführen, und Mary war zu bescheiden und zu zurückhaltend, um dies auf eigenen Antrieb zu verlangen.

Es dauerte nicht lange, so kam Janet, die kleine Ausreißerin an der Hand führend, wieder zum Vorschein, während Margery mit großer Zungengeläufigkeit scheltend hinterdrein folgte.

„Nun", sagte Janet, als sie den Fuß der Treppe erreicht hatte, „jetzt sage mir, Meta, wie Du so ungehorsam sein und an einen Ort gehen kannst, an welchen Du, wie Dir ausdrücklich gesagt worden, nicht gehen sollst."

Meta schüttelte lachend ihre goldenen Locken zurück, sprang auf Mary zu und barg ihr Gesicht in den Kleidern derselben.

„Mama hat mir nicht gesagt, daß ich nicht dorthin gehen soll", murmelte sie.

Janet sah Mary an, als ob sie sagen wollte: „Ist es denn wahr, daß Du es ihr nicht verboten hast?"

„Ja, es ist wahr", sagte Mary, den Blick beantwortend. „Wohl hörte ich davon, daß sie, als wir das letzte Mal hier waren, in den Thurm gelaufen sei, aber ich wußte nicht, daß dies etwas Bedenkliches hätte."

„Wie leicht könnte sie zu einer der Schießscharten hinausstürzen", entgegnete Janet. „Es würde dies ihren unausbleiblichen Tod zur Folge haben."

Mary umschlang ihr Töchterchen unwillkürlich und drückte es fest sich an.

„Meta, mein liebes Kind, hörst Du?" sagte sie. „Du darfst nicht wieder dorthin gehen."

Meta sah mit liebendem und jetzt mit einem Male ernst gewordenem Blick empor, und Mary neigte sich zu ihr herab.

„Thue es nie wieder, mein Kind!“ murmelte sie. „Du weißt ja, daß, wenn Dir ein Unglück zustieße, ich niemals wieder heiter werden könnte, sondern fortwährend weinen müßte.“

Meta machte sich aus den Armen ihrer Mutter los, trat mit ernstem, entschiedenem Ausdruck auf ihrem kleinen Gesicht vor Janet und sagte:

„Tante Janet, Meta wird nicht wieder fortlaufen.“

Alle wußten, daß Meta, wenn sie ein freiwilliges Versprechen gab, dieses ganz gewiß auch hielt. Margery führte sie rasch davon und erzählte ihr sofort eine furchtbare Geschichte von einem kleinen Mädchen, welches auch etwas gethan, was es nicht thun sollte, und das, als es wieder ohne Erlaubniß fortgelaufen, von einem wilden Stier über den Haufen gerannt worden.

„Ist der Thurm denn wirklich so gefährlich?“ fragte Mary.

„Wenigstens für ein wildes Kind wie Meta, welches, ohne Schmuz oder Gefahr zu scheuen, in allen Winkeln herumkriecht“, antwortete Janet. „Hast Du vielleicht Lust, einmal hinaufzugehen, Mary?“

„Ach ja“, entgegnete Mary. „Ich habe Georg von der schönen Aussicht sprechen hören, die man, wie er sagt, von diesem Thurm aus hat.“

„Aber bedenke wohl, Mary, daß die Wendeltreppe sehr eng ist“, bemerkte Bessy.

Nichtsdestoweniger gingen sie hinauf und an den offenen

Gucklöchern oder Schießscharten vorbei, welche Meta hätten gefährlich werden können.

Das Erste, was Mary, als sie hinaufkamen, in die Augen fiel, war eine kleine Schleife von violettem Band. Sie bückte sich, um sie aufzuheben.

„Das ist eine Schleife von Janet's Abendkleid", rief Bessy. „Janet", fuhr sie zu ihrer Schwester gewendet fort, „wie kommt diese Schleife hierher?"

„Ich war gestern Abend hier oben", antwortete Janet ruhig.

„Ja, das ist so Deine Art, Janet", entgegnete Bessy. „Wahrscheinlich bist Du hierher gegangen, um auf den albernen Schatten zu warten."

„Nicht um darauf zu warten, sondern um ihn zu sehen."

Bessy besaß einen gewissen Hang zur Ketzerei. Man war nie im Stande gewesen, ihr die abergläubischen Ideen in Bezug auf die Familie der Godolphins einzupflanzen. Sie hatte den Schatten allerdings mehr als einmal mit ihren eigenen Augen gesehen, aber es waren dies praktische, von der Phantasie ungetrübte Augen, welche nichts Geheimnißvolles darin zu erblicken vermochten.

„Der Schatten wird von irgend einem Baume geworfen", pflegte Bessy zu sagen, und trotzdem, daß man ihr bewies, daß kein Baum in der Nähe stand, welcher möglicherweise einen Schatten auf diese Stelle werfen konnte, hielt sie doch hartnäckig an ihrer Meinung fest.

Mary schaute von zwei Seiten des Thurms herab.

Die Aussicht war von beiden prachtvoll. Auf der einen sah man das reizende offene Land, auf der andern Priors

Ash. Auf der dritten Seite sah man Lady Godolphin's Folly, die zu der dahinter liegenden herrlichen Landschaft den weißen Vordergrund bildete, und von der vierten Seite hatte man die Aussicht auf die dunkle Ebene.

„Dort ist Charlotte Pain!“ rief Bessy.

Charlotte war, wie es schien, seitdem Mary ihr begegnet, zu Hause gewesen und hatte sich angekleidet. Sie schritt in ihrem Reitkleide und mit der Gerte in der Hand auf der Terrasse der Folly hin und her und einige Hunde sprangen um sie herum.

Mary wendete sich nach der dunklen Ebene und schaute auf dieselbe hinaus.

„Ist es wahr“, fragte sie schüchtern, „daß der Schatten während der letzten Nächte sich dort wieder gezeigt hat?“

Janet beantwortete die Frage durch eine zweite.

„Wer hat Dir denn das gesagt, Mary?“

„Ich hörte Margery davon sprechen.“

„Margery?“ wiederholte Janet. „Dieses Weib scheint instinktartig zu wissen, wenn der Schatten kommt. Ich glaube, sie träumt es. Ja, Mary, es ist wahr, daß man ihn wieder gesehen hat“, fuhr sie mit erkünstelter Fassung fort; „nie habe ich ihn so schwarz gesehen, wie gestern Abend.“

„Glaubst Du, was man davon erzählt, nämlich daß er etwas Schlimmes verkünde?“ fragte Mary.

„Ich weiß, daß in unserer Familie diese Sage geht, und ich weiß auch aus eigener Erfahrung, daß der Schatten sich niemals gezeigt hat, ohne daß etwas Schlimmes darauf gefolgt wäre“, antwortete Janet.

„Ich habe den Schatten nur ein einziges Mal gesehen“, hob Mary wieder an, „und ich konnte ihn nicht genau be-

trachten, denn Georg führte mich schnell davon hinweg. Es war am Abend des Tages, wo wir von unserer Hochzeitsreise zurückgekehrt waren."

„Bitte den Himmel, daß Du ihn nie wieder siehst!" rief Janet.

„Aber wo schreibt sich dieser Aberglaube nur eigentlich her?" fragte Mary.

„Hat Georg Dir diese Geschichte nie erzählt?" rief Janet.

„Nein, niemals. Er sagt, er wisse sie selbst nicht mehr genau."

„Wir wollen hoffen, daß er nie Ursache haben möge, sich ihrer deutlicher zu erinnern!" entgegnete Janet in strengem Tone. Daß ein Godolphin die Tradition des Hauses vergessen oder vergessen zu haben scheinen konnte, dies war in ihren Augen eine offenbare Gotteslästerung.

„Nun, willst Du mir nicht die Geschichte erzählen, Janet?"

Janet zögerte.

„Einer der ersten Godolphins lud einen Fluch auf unser Haus", begann sie endlich langsam. „Es war dies jener Ahn, dessen Andenken wir, wenn es thunlich wäre, auf immer begraben möchten, derselbe, der sich den Beinamen des bösen Godolphin erwarb. Er mordete sein Weib —"

„Er mordete sein Weib?" unterbrach sie Mary er-erschrocken.

„Ja, er mordete es durch ununterbrochene Mißhandlungen", fuhr Janet in gedämpftem Tone fort. „Er wollte sie aus dem Wege räumen, damit eine Andere ihre Stelle

einnehmen könnte. Er behauptete, entdeckt zu haben, daß sie seiner nicht mehr würdig sei, was aber eine schändliche Lüge war, denn sie war eine der besten Frauen, die Gott je geschaffen. Sie war eine Decommins, Tochter des Kriegers Richard Decommins, der ebenso tapfer, als sie gut war. Sie starb, und der böse Godolphin ließ ihren Sarg aus dem Hause hinaus auf die dunkle Ebene tragen, damit er dort" — hier zeigte sie auf den freien Platz vor dem steinernen Bogen — „stehen bliebe bis zum Tage des Begräbnisses, wartete aber, um sein zweites Weib heimzuführen, diesen Tag nicht erst ab."

„Wie?" rief Mary, begierig den Worten ihrer Schwägerin lauschend.

„Die Sitten jener Zeit gestatten kaum, ihrer näher Erwähnung zu thun", fuhr Janet fort. „Sie schmecken nach etwas, was schlimmer ist als Barbarei, nämlich nach Sünde. Der Vater, Richard Decommins, erfuhr den Tod seines Kindes und eilte nach Ashlydyat, wo er bei Mondschein ankam. Die ersten Klänge, die er vernahm, waren die des Zechgelages, mit welchem die zweite Hochzeit gefeiert ward; der erste Anblick, der sich ihm darbot, war der Sarg seiner Tochter auf der offenen Ebene, mit einem Bahrtuche bedeckt, während zwei der treuen Dienerinnen der Verstorbenen, die eine zu Häupten, die andere zu Füßen des Sarges, die Todte betrauerten. Während er hier Halt machte und niederkniete, um ein Gebet zu sprechen, ward dem bösen Godolphin gemeldet, daß Decommins angelangt sei. Der böse Godolphin stürzte sogleich wüthend hinaus und fiel mit gezogenem Schwerte über den Knieenden her. Decommins ward verwundet, aber nicht gefährlich, und

erhob sich, um sich zu vertheidigen. Ein Kampf folgte, denn es blieb Decommins nichts weiter übrig, als sich zu schlagen, und er blieb auf dem Platze oder ward vielmehr ermordet. Erschöpft von der langen Reise, altersschwach und von Kummer niedergebeugt, glitt er mit dem Fuße aus, und der böse Godolphin, der durch die wenigen vorwurfsvollen Worte, welche Decommins Zeit gehabt, auszusprechen, zur größten Wuth aufgestachelt worden, stieß dem alten Mann, während derselbe so dalag, das Schwert in die Brust. Im Augenblick seines Todes fluchte Decommins den Godolphins und prophezeite, daß der Schatten des Sarges seiner Tochter, sowie er sich jetzt zeigte, hier zurückbleiben solle, um dem Hause der Godolphins auf immerdar Fluch und Verderben zu bringen."

„Glaubst Du diese Geschichte?" rief Mary athemlos.

„Wieviel davon wahr und wieviel davon erfunden ist, kann ich nicht entscheiden", sagte Janet. „Thatsache und unbestreitbar aber ist es, daß ein Schatten, welcher genau einer Bahre gleicht, mit einem Leidtragenden zu Häupten und einem zweiten zu Füßen, dann und wann auf dieser dunklen Ebene erscheint und sich bis jetzt noch niemals gezeigt hat, ohne daß die Godolphins bald darauf von einem schweren Unglück betroffen worden wären. Es ist möglich, daß der Schatten theilweise Anlaß zu der Geschichte gegeben hat."

„Janet", rief Mary, sich vorwärts neigend und in gedämpftem Tone, „ist es aber möglich, daß ein Sterbender einem ganzen Geschlechte fluchen kann, sodaß der Fluch auf alle Zeiten Wirkung äußert?"

„Schweige, Kind", entgegnete Janet in verweisendem

Tone. „Es kommt uns nicht zu, dergleichen Dinge erforschen zu wollen. Dieselben liegen weit außerhalb des Bereichs unserer armseligen irdischen Weisheit. Ich versuche nicht, darauf einzugehen. Wollte ich behaupten, Gott lasse diesen Fluch auf uns, den Nachkommen jenes Ruchlosen, lasten und seine Wirkung äußern, oder wollte ich dagegen die ganze Sage verspotten und sagen, es sei Thorheit, zu glauben, daß ein solcher Fluch Wirkung äußern könne, und alles, was uns Schlimmes geschehe, sei ein Ergebniß des Zufalls, während die Erscheinung des Schattens ebenfalls blos ein durch natürliche Ursachen herbeigeführter Zufall sei, obschon wir diese Ursachen nicht genau erklären könnten, so wäre ich blos einen Grad weniger ruchlos als jener Godolphin. Wir müssen uns begnügen, diese Dinge dahingestellt sein zu lassen. Dieselben können nie eher entschieden werden, als bis alle Geheimnisse der irdischen Welt mittels jenes Lichts aufgeklärt werden, welches derselben jetzt noch vorenthalten wird. Erörterungen und Besprechungen hierüber können zu nichts führen, denn es wird immer Leute geben, welche daran glauben, ebenso wie solche, die nicht daran glauben. Du wünschtest, daß ich Dir die Geschichte erzählen möchte, Mary, und ich habe es gethan. Weiter aber thue ich nichts. Ich sage Dir nicht, daß diese Geschichte Glauben verdiene, oder daß sie keinen verdiene. Jeder möge für sich selbst entscheiden, je nachdem sein Verstand, sein Instinkt oder sein Urtheil ihn treibt. Die Leute beschuldigen mich thörichterweise in Bezug auf diesen Schatten und diese alten Sagen des Aberglaubens. Ich für meine Person kann blos sagen, daß der Aberglaube mir durch die Erfahrung

aufgedrungen worden ist. Wenn der Schatten sich zeigt, so kann ich doch nicht die Augen davor verschließen und sagen, er sei nicht da; denn er ist da und ich kann weiter nichts thun, als ihn betrachten und Vermuthungen darüber anstellen. Wenn das Unheil, welches dem Erscheinen des Schattens unabänderlich folgt, eintrifft, kann ich diesem auch nicht mein Herz verschließen und nicht den Thatsachen zum Trotz behaupten, es habe kein Unheil sich ereignet. Bis jetzt, Mary, ist der Schatten niemals erschienen, ohne Unglück im Gefolge zu haben. Jetzt zeigt er sich wieder; und ich bin davon, daß uns schweres Unheil droht, ebenso fest überzeugt, wie davon, daß ich in diesem Augenblick mit Dir spreche. In diesem Punkt bin ich wirklich abergläubisch."

Es trat eine Pause ein. Bessy beobachtete in der Ferne die Bewegungen Charlottens. Ihr Gemüth war für den Aberglauben nicht zugänglich, es schien für denselben geradezu todt zu sein, aber dabei machte sie ihn doch nicht lächerlich, wie Georg zuweilen that.

Mary brach endlich das Schweigen.

„Nicht wahr, es ist lange her, seitdem der Schatten sich das letzte Mal zeigte?"

„Ja, mehrere Jahre. Das letzte Mal, wo er erschien, war das, wovon Du vorhin sprachst, Mary, am Abend des Tages Deiner Rückkehr von Deiner Hochzeitsreise."

„Woher weißt Du, daß er an jenem Abend sich zeigte?" fragte Mary überrascht.

„Kind", antwortete Janet in ernstem Tone, „fast allemal, so oft er sich gezeigt, ist er von mir gesehen worden."

Mary fragte sich im Stillen, ob Janet vielleicht jeden

Abend auf den Thurm hinaufstiege, um nach der dunklen Ebene zu schauen. Es war dies durchaus nicht unwahrscheinlich.

„Läßt sich wohl annehmen", fragte Mary schüchtern, „daß das Erscheinen des Schattens an jenem Abend für Georg und mich, ganz besonders aber für mich von schlimmer Vorbedeutung war? Ich schließe dies wenigstens aus einigen Worten, welche Margery damals fallen ließ."

Janet hörte diese Frage entweder nicht oder wollte sie nicht hören.

„Ich bin mit meiner Geschichte noch nicht ganz fertig", hob sie wieder an. „Der böse Godolphin tödtete Richard Decommins und begrub ihn in dieser Nacht auf der dunklen Ebene. In seiner Wuth und Leidenschaft rief er seine Diener zusammen, befahl ihnen, ein Grab zu graben, und legte dabei selbst Hand mit an. In dieses Grab ward dann Decommins ohne weitere Ceremonie geworfen. Die Sage behauptet nun mit Bezug hierauf, daß, solange die Gebeine des Ermordeten nicht wieder aufgefunden sind, der Platz das Ansehen eines Kirchhofs behalten wird. Schon oft hat man nach diesen Gebeinen gesucht, und das auf derselben stattgehabte Trauerspiel hat dem Platze ohne Zweifel den Namen der dunklen Ebene gegeben. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß der Ort in hohem Grade das Ansehen eines Kirchhofs hat, besonders bei Mondschein."

„Daran sind die niedrigen Heidekrautsträucher schuld", sagte Bessy. „Dieselben wachsen in der eigenthümlichen Form. Wenn ich Herr von Ashlydyat wäre, so ließe ich diese Sträucher ausrotten."

„Unser Vater ließ dies ja einmal thun, Bessy, aber sie

kamen immer wieder zum Vorschein", entgegnete Janet. „Du mußt Dich dessen ja selbst erinnern."

„Dann ist es nicht ordentlich gemacht worden", antwortete Bessy. „Papa hat dann nachlässige, faule Arbeiter angestellt, welche die Wurzeln im Boden stecken gelassen haben. Ich würde den Boden tüchtig umgraben und Ackerland daraus machen."

„Hatte jener böse Godolphin noch andere Unthaten verübt?" fragte Mary.

„Wie!" rief Janet mit einem Gemisch von Entrüstung und Ueberraschung, „weißt Du nicht, daß er es war, welcher die Herrschaft Ashlydyat verspielte? Nachdem er sich zum zweiten Male vermählt, trieb er es immer toller und toller. Man sagte, seine zweite Gattin habe es ihm an Ruchlosigkeit fast gleich gethan, und sie führten ein Leben wie in der Hölle. Allerdings konnte es kaum anders kommen, als daß sie ein solches Leben führten", setzte Janet in strengem Tone hinzu. „Zuletzt hob er das Fideicommiß auf und verspielte die ganze Besitzung, sodaß viele Jahre vergingen, ehe die Godolphins wieder in den Besitz ihres Stammhauses gelangen konnten."

Mary hätte gern eine Frage gethan. Sie hatte gehört, daß noch andere unerklärliche Geschichten von Ashlydyat erzählt würden, aber sie wollte derselben nicht gern unmittelbar gegen die Schwestern Godolphin Erwähnung thun. Georg ließ sich niemals auf Erklärungen ein, sondern brachte allemal lachend oder spottend das Gespräch auf etwas Anderes.

„Knüpft sich nicht auch ein gewisser Aberglaube an jene alten Gänge und Corridore?" wagte sie endlich zu sagen.

„Allerdings erzählt man, daß vor dem Fall von Ashlydyat ein Schall, so laut und furchtbar, wie man noch keinen gehört, durch die Gänge hallte und das Haus bis in seine Grundfesten erschütterte. Es war die Verkündung des Falles. Seit jener Zeit läßt sich dann und wann ein seltsames Geräusch wie das des heulenden Windes in den Gängen vernehmen."

„Ich verstehe nicht recht, Janet, was Du mit dem Fall von Ashlydyat meinst", bemerkte Mary.

„Ich meine, als es für die Godolphins verloren ging, als der böse Godolphin den Fluch auf sein Geschlecht herabrief und dann die Besitzung verspielte. Die Sage behauptet, derselbe Schall werde auch dem zweiten Fall vorangehen."

„Wenn es —" Mary stockte und zögerte.

„Wenn es den Godolphins auf immer entrissen werden wird", bemerkte Janet.

„Du glaubst also, daß dies geschehen werde?"

Janet schüttelte den Kopf.

„Wir sind in diesem Glauben erzogen worden", antwortete sie. „Seit jener unglücklichen Zeit hat man die Godolphins fürchten gelehrt, daß ihr Besitzthum endlich in andere Hände übergehen werde. Jede Generation hat, sowie sie den Besitz angetreten, denselben als etwas Unsicheres betrachtet, was ihnen entrissen werden könne, ehe ihre irdische Wallfahrt zu Ende sei. Die Sage lautet, solange ein regierender Godolphin in Ashlydyat bleibe, so lange werde auch Ashlydyat bei ihm und den Seinigen bleiben. Mein Vater war der Erste, der diese Bestimmung übertrat."

Janet hatte ihr Kleid aufgerafft und sich auf eine ver-

witterte, staubige rothe Bank gesetzt, das einzige Hausgeräth, welches in dem viereckigen Zimmer zu sehen war. Ihre Augen gewannen den seltsamen, träumerischen Ausdruck, den man oft darin wahrnahm, und obschon sie antwortete, wenn man sie anredete, so schien sie doch in schwere kummervolle Gedanken versunken zu sein.

Mary, welche durch die Wendung, die das Gespräch genommen, ebenfalls nachdenklich gestimmt worden, stand an dem entgegengesetzten Fenster, faltete ihre zarten Hände und neigte ihr ernstes bleiches Gesicht vorwärts.

„Dann fürchtest Du also, daß das Ende der Godolphins bevorsteht?“ hob sie wieder an.

„Es ist mir, als sähe ich es wirklich“, entgegnete Janet. „Ich bin darauf gefaßt gewesen, seitdem mein Vater Ashlydyat verlassen hat. Wenn ich nicht fürchtete, als eine Phantastin und Träumerin verlacht zu werden, so möchte ich sagen, daß die fremden Menschen, welchen mein Vater dieses Haus überließ, unsern Sturz herbeiführen oder beschleunigen werden. Ich denke fortwährend daran“, fuhr Janet fort, fast als ob sie sich wegen der Abenteuerlichkeit ihres Geständnisses entschuldigen wollte. „Es scheinen mir jetzt nicht mehr träumerische Befürchtungen zu sein, welche mein Hirn durchzucken, sondern Wirklichkeiten des Lebens.“

Mary horchte gespannt und erwartungsvoll den Auslassungen Janet's.

„Aber die Verralls haben ja Ashlydyat schon seit langer Zeit wieder verlassen“, sagte sie.

„Das weiß ich wohl, aber sie haben doch eine gewisse Zeit lang hier gehaust. Viel besser, glaube ich, wäre es

gewesen, wenn mein Vater unser Stammhaus hätte leer stehen lassen, noch weit besser, wenn er es niemals verlassen hätte. Er wußte dies auch und dieser Gedanke quälte ihn noch auf seinem Sterbebett."

„Ach, Janet, vielleicht ereignet sich das Unheil, solange wir leben, noch nicht."

„Das ist wohl möglich. Trotz der unerschütterlichen Ueberzeugung, die in mir Wurzel gefaßt hat, möchte ich es gern glauben. Doch lassen wir dies, Mary. Alles, was wir über das drohende Unheil sprechen, kann dieses doch nicht abwenden, und ich weiß wahrhaftig selbst nicht, wie ich mich verleiten ließ, mich offen darüber auszusprechen."

„Aber Du hast mir noch nicht vollständig erzählt, was man von dem Geräusch in den Gängen sagt", hob Mary wieder an, als Janet sich von ihrem staubigen Sitz erhob.

„Es gibt nichts weiter zu erzählen. Zuweilen vernimmt man eigenthümliche Töne, ähnlich den vom Winde verursachten. Man hört ein Stöhnen, Seufzen und Rauschen, welches Niemand zu erklären weiß. Man sagt, es sei dies eine Mahnung für die Godolphins an jenen weit schlimmern Schall, der später einmal gehört werden wird, wenn Ashlydyat in den Besitz eines Andern übergeht."

„Aber Du glaubst dies doch nicht?" rief Mary athemlos.

„Kind, was ich glaube, weiß ich selbst nicht", antwortete Janet. „Ich kann blos beten, daß die eine Hälfte der Befürchtungen, welche mein Herz quälen, niemals in Erfüllung gehen möge. Daß das Geräusch sich und zwar ohne erkennbare Ursache in den Gängen hören läßt, ist nicht eine Sache des Glaubens oder Nichtglaubens, sondern eine

allen, welche Ashlydyat bewohnt, offenkundige Thatsache. Die Verralls können davon erzählen, denn sie sind oft dadurch im Schlafe gestört worden."

„Dann wird das Geräusch also nicht durch den Wind verursacht?" fragte Mary.

Janet schüttelte den Kopf.

„Es hat sich", sagte sie, „zuweilen in der ruhigsten und stillsten Nacht hören lassen, wo kein einziger Lufthauch die Blätter der Eschen bewegt hat."

Bessy, welche während dieses Gesprächs, an welchem sie nur wenig Theil genommen, fortwährend Charlotte Pain beobachtet hatte, drehte sich jetzt herum.

„Ich wundere mich über Dich, Janet", sagte sie. „Du wirst Mary noch eine förmliche Antipathie gegen Ashlydyat beibringen, sodaß sie sich scheuen wird, es zu beziehen, wenn es einmal ihrem Gatten zufällt."

Mary sah sie lächelnd an.

„Mit Georg würde ich mich niemals fürchten; führte er mich selbst in die Katakomben, so würde ich doch an seiner Seite nie den Muth oder die Standhaftigkeit verlieren."

Sie war immer noch von demselben blinden Vertrauen, der unveränderten Liebe zu ihrem Gatten beseelt, und es war auch recht gut, daß dem so war.

„Was mich betrifft, so nehme ich das Leben und was es Gutes darbietet, wie ich es finde, ohne meine Zeit an nutzlose unerfreuliche Träumereien zu verschwenden", bemerkte die praktische Bessy. „Wenn uns einmal Unheil treffen soll, nun, so müssen wir uns darein fügen, und es liegt durchaus keine Nothwendigkeit vor, uns im voraus damit zu beschäftigen."

„Es muß Träumer geben, und es muß Wirker geben", antwortete Janet, indem sie behutsam die Wendeltreppe hinabging. „Wir sind nicht alle mit einerlei Gemüthsart geboren oder bestimmt, im Leben dieselben Rollen auszufüllen."

Der Tag verging. Thomas kam am Abend zu Tische nach Hause und sagte, Georg sei noch nicht wieder da.

Mary konnte ihr Befremden darüber nicht bergen. Es ward spät, und Margery ging mit Meta nach Hause, obschon die Kleine sich nur ungern dazu verstand, sich von ihrer Mama zu trennen.

„Ich wünschte, daß Du noch dabliebest, Mary", sagte Thomas zu ihr. „Ich möchte gern mit Georg heute Abend noch einige Worte über Geschäftsangelegenheiten sprechen, und wenn er bei seiner Rückkehr findet, daß Du hier bist, so wird er kommen, um Dich zu holen."

Georg fand es so, dies weiß der Leser bereits. Als er Mistreß Charlotte Pain mit ihrem zerrissenen Kleide und ihren übrigen anziehenden Eigenschaften verließ, lenkte er seine Schritte nach Ashlydyat.

Anstatt aber den geradesten Weg dahin zu wählen, nahm er den durch das Wäldchen, in welchem er vor einer Stunde mit Charlotte zusammengetroffen war. Es waltete in Bezug auf diese Stelle ein kleines pikantes Geheimniß ob, welches Georg's Neugier in hohem Grade erregte. Daß Jemand sich hier von Charlotte getrennt, davon war er, trotz ihres Leugnens, fest überzeugt, und daß sie sich in einem Zustand von Aufregung befunden, wie er ihn noch nie an ihr wahrgenommen, stand ebenfalls außer Zweifel.

Georg's Gedanken kehrten natürlich zu der vorigen Nacht zurück, zu der Gestalt, die er gesehen und welche, wie seine Augen und seine Ueberzeugung ihm gesagt, Charlotte war.

Sie hatte es allerdings entschieden geleugnet; sie hatte behauptet, das Empfangszimmer nicht verlassen zu haben, und Georg hatte sie auch wirklich in demselben, anscheinend ganz ruhig und wie schon längst dortsitzend, angetroffen. Nichtsdestoweniger und obschon er damals ihrer Versicherung geglaubt, begann er doch nun zu argwöhnen, daß seine Ueberzeugung ganz richtig und daß die dunkle, theilweise vermummte Gestalt keine andere als Charlotte selbst gewesen sei.

Es ist wahrscheinlich, daß, wie groß auch die Macht war, welche Charlottens Reize auf Georg's Sinne ausübten, doch sein Vertrauen zu ihr, zu ihrer Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit nicht von der unbedingtesten Art war.

Welches Geheimniß sich an sie knüpfte oder mit wem sie in dem Wäldchen eine Zusammenkunft gehabt, das wußte sie natürlich am besten.

Georg's Neugier war hinreichend rege gemacht, um ihn zu bewegen, mit langsamen Schritten und forschenden Augen zu gehen, im Fall er zufällig auf Jemand oder etwas stieße, was ihm die Lösung des Räthsels lieferte.

Wie lautet das alte Sprichwort? Auf was man wartet, das kommt nicht. Diese Erfahrung machte jetzt auch unser Freund Georg. Vergebens blieb er von Zeit zu stehen und horchte, vergebens lugte er in jeden Theil des Dickichts hinein. Kein Tritt war zu hören, kein Geschöpf

zu sehen, und Georg trat unbefriedigt aus den Bäumen heraus. Ueber den Grasplatz in der Nähe des Steges schreitend, bog er um das Eschenwäldchen nach der dunklen Ebene herum.

Er bog herum und fuhr zusammen. Seine Gedanken waren jetzt auf ganz andere Dinge gerichtet gewesen als auf den Schatten. Dieser lag da und zwar so auffallend schwarz und drohend, daß Georg förmlich erschrak. So gern er auch seinen Glauben an die geheimnißvolle Erscheinung in Abrede stellte, so gefiel ihm doch das Aussehen derselben durchaus nicht.

Als er Ashlydyat betrat, sprach er zunächst mit seinem Bruder Thomas, und sie blieben einige Minuten mit einander allein. Thomas hatte von Geschäftsangelegenheiten zu sprechen, und Georg wußte sich wahrscheinlich wegen seiner Abwesenheit auf plausible Weise zu entschuldigen. Daß es ihm nichts nützen würde, zu leugnen, daß er in London gewesen, wußte er. Charlotte hatte ihn in dieser Beziehung gewarnt. Janet und Bessy stellten, als er zu ihnen kam, in Bezug auf seine Abwesenheit unzählige Fragen an ihn, aber er antwortete in seiner gewöhnlichen leichtfertigen, scherzenden Weise und wußte mit vielen Worten nichts zu sagen.

Mary sprach kein Wort, sondern sparte ihre Fragen, bis sie mit ihrem Gatten allein sein würde.

„Mir sagst Du es, Georg, nicht wahr?“ hob sie in sanftem Tone an, als sie sich mit einander auf dem Heimwege befanden.

„Was soll ich Dir denn sagen, Mary?“

„O Georg, Du weißt es!“ entgegnete sie, und in ihrem

Tone lag, wie Georg sofort entdeckte, ein Ausdruck von Schmerz. „Wenn Du, als Du mich verließest, nach London reistest, warum täuschtest Du mich dann und sagtest etwas, was nicht in Wahrheit beruhte?"

„Du kleines Närrchen! Glaubst Du denn, ich hätte es gesagt, um Dich zu täuschen?"

Es lag in seinen Worten und in seinem ganzen Wesen eine Leichtfertigkeit, welche Mary's Herz sehr schmerzlich berührte.

„Warum sagtest Du es aber dann?" fragte sie wieder.

„Ich will Dir die Wahrheit sagen, Mary", entgegnete er in ernstem und vertraulichem Tone. „Ich hatte eine kleine nothwendige Geschäftsangelegenheit in London zu besorgen, wünschte aber nicht, daß mein Comptoirpersonal etwas davon erführe. Hätte ich gewußt, daß ich den ganzen Tag ausbleiben würde, so hätte ich Thomas vorher davon unterrichtet; ich hatte aber die Absicht, nachmittags wieder zurück zu sein, und deshalb sagte ich nichts davon. Unglücklicherweise verfehlte ich den rechten Zug, sonst wäre ich schon längst wieder da."

„Mir hättest Du es immer sagen können", seufzte Mary. „Ich würde es Niemand verrathen haben."

„Das hätte ich auch gern gethan, wenn ich gewußt hätte, daß Du Gewicht darauf legtest", entgegnete Georg.

Mary ging einige Minuten schweigend neben ihm her und ihr Arm lag sehr muthlos in dem seinen.

„Wenn Du es aber mir nicht sagtest", hob sie in gedämpftem Tone wieder an, „warum sagtest Du es dann Mistreß Pain?"

„Mistreß Pain ist eine Närrin", entgegnete Georg, und

wahrscheinlich hielt er sie in diesem Augenblick wirklich für eine solche, denn sein Ton verrieth gewaltigen Aerger. „Mein Geschäft in London hing mit Verrall zusammen, und ich ließ in Mistreß Pain's Beisein einen Wink fallen, daß ich ihm wahrscheinlich nach London nachreisen würde. Jedenfalls bin ich nun wieder da, Mary, und meine Reise nach London hat also keine sehr nachtheiligen Folgen gehabt", setzte er in heiterem Tone hinzu.

„Wann bist Du denn zurückgekommen?" fragte sie.

„Mit dem Siebenuhrzuge."

„Mit dem Siebenuhrzuge?" wiederholte Mary sehr überrascht. „Und erst jetzt kommst Du nach Ashlydyat?"

„Ich fand bei meiner Ankunft vielerlei zu thun", entgegnete Georg.

„Hast Du schon Meta gesehen? Margery führte sie um acht Uhr nach Hause."

Georg hatte Meta nicht gesehen. Hätte es ihm sonst beliebt, so hätte er antworten können, daß er, ehe sein Töchterchen nach Hause kam, sich schon wieder auf den Weg gemacht hatte, um seinen Abendbesuch in Lady Godolphin's Folly abzustatten.

Elftes Kapitel.

Der Sonnabend war in Priors Ash ein geschäftiger Tag, besonders auch in dem Bankhause der Firma Godolphin, Crosse und Godolphin. Provinzialstädte und Provinzialbanken haben an Markttagen allemal viel zu thun.

Georg Godolphin saß in Geschäften vertieft in seinem Directorialzimmer. Es war seit seinem Besuche in London nicht viel über eine Woche vergangen, und jetzt war Thomas dahin gereist. Seine Absicht war, einen der ersten Aerzte des Tages wegen seiner Gesundheit zu Rathe zu ziehen. Nicht als ob er sich von diesem Besuch große Hoffnung gemacht hätte, er that es blos, um seine Geschwister zufrieden zu stellen.

Georg Godolphin hatte also, wie gesagt, alle Hände voll zu thun, aber auch mit dem Munde mußte er arbeiten. Es war so eben ein Gutsbesitzer bei ihm, der eine tüchtige Anzahl Aecker bewirthschaftete und in der Regel ein ganz hübsches rundes Sümmchen in der Bank liegen hatte. Das kleine Geschäft, welches er mit einem der Comptoiristen abzumachen gehabt, war besorgt und er

plauderte nun ein wenig mit Georg über Politik, Landwirthschaft und eine Menge andere Dinge.

Nie verstand Jemand heiterer und anscheinend sorgloser zu plaudern als Georg Godolphin, und als der biedere Gutsbesitzer fortging, hätte dieser, wenn man es von ihm verlangt hätte, sicherlich sofort beschworen, daß Georg von den Sorgen des Lebens unmöglich etwas wissen könne.

Sowie der Gutsbesitzer fort war, setzte Georg sich wieder und bückte sich über seine Geschäftsbücher. Sein Gesicht hatte sich verändert. Linien, die schlimmer aussahen als die der Furcht, zogen sich darüber und er legte mit schmerzlicher Geberde die Hand an die Stirn.

Ehe eine Minute verging, ward er wieder unterbrochen. An einem Markttage hatte er einmal nicht lange Frieden.

„Lord Averil wünscht Sie zu sprechen, Sir", sagte einer der Comptoiristen. Es war Isaak Hastings.

Bei jedem andern angemeldeten Namen würde Georg sofort geantwortet haben: „Er soll hereinkommen." Bei dem Lord Averil's aber zögerte er augenscheinlich und eine plötzliche Röthe überzog sein Gesicht.

Isaak, der eine ebenso scharfe Beobachtungsgabe besaß wie sein Vater und seine Schwester Grace, bemerkte dies sofort. Dieses Erröthen schien ihm seinen Grund in Verlegenheit und Furcht zu haben.

„Fragte er nach mir?" sagte Georg.

„Eigentlich fragte er nach Mr. Thomas Godolphin, aber er sagte, wenn er mit Ihnen sprechen könne, so sei es ebenso gut. Soll ich ihn einlassen?"

„Ja wohl, versteht sich", entgegnete Georg. „Worauf warten Sie denn?" setzte er ärgerlich hinzu.

Er erhob sich von seinem Stuhl, stellte ein paar Stühle auf ihre gewöhnlichen Plätze, drehte sich nach dem Tische herum und legte einige der daraufliegenden Papiere übereinander, alles mit einer Hast und in einer Aufregung, welche ihm sonst durchaus nicht eigen zu sein pflegten.

Isaak meinte im Stillen, sein Chef müsse seine gewöhnliche Geistesgegenwart verloren haben. Was den an ihn gerichteten Vorwurf: „Worauf warten Sie denn?" betraf, so war es nie Gebrauch gewesen, Clienten den Eintritt in das Directorialzimmer zu gestatten, ohne erst um Erlaubniß zu fragen.

Lord Averil trat ein. Georg hatte selbst in dieser so außerordentlich kurzen Zeit seine vollständige Fassung wiedererlangt. Man plauderte einige Minuten lang über verschiedene Dinge, und dann erwähnte Lord Averil, er habe erst jetzt erfahren, daß Mr. Thomas Godolphin in London sei.

„Am Donnerstage reiste er ab", bemerkte Georg. „Wahrscheinlich wird er in den ersten Tagen nächster Woche zurückkommen."

„Ich gedenke nächste Woche selbst nach London zu reisen", sagte Lord Averil. „Paßt es Ihnen vielleicht, mir heute meine Werthpapiere zurückzugeben?"

Einen Augenblick lang stand Georg's Herz still und trieb dann das Blut wieder mit furchtbarer Gewalt nach dem Hirn empor.

„Ihre Werthpapiere?" fragte er.

„Nun ja, die Papiere, welche Ihr Vater mir vor mehreren Jahren kaufte", entgegnete Lord Averil. „Ich deponirte sie der Sicherheit wegen hier bei Ihnen. Wissen

Sie es nicht mehr?" fuhr er fort und sah Georg ins Gesicht, welches nur Verwirrung und Verlegenheit zu verrathen schien. „Ihr Bruder würde es wissen."

„Ach, ganz richtig, ganz richtig!" entgegnete Georg wieder aufathmend und seinen Muth zusammenraffend; „es ist ganz richtig. Ich besann mich nicht sogleich darauf. Sie wünschen also Ihre bei uns deponirten Papiere?"

„Ja, ich gedenke sie zu verkaufen", sagte Lord Averil. „Ich habe dies schon seit längerer Zeit beabsichtigt, aber immer aus Nachlässigkeit verschoben. Wenn es Ihnen paßt, mir die Papiere zu geben, so würde ich sie mit nach London nehmen. Montag oder Dienstag gedenke ich abzureisen."

Jetzt, Georg Godolphin, nimm Deinen Witz zusammen! Was wirst Du antworten? Georg stammelte verworrene Redensarten, welche weder er noch Lord Averil richtig verstand, und meinte dann, er wisse in seines Bruders Abwesenheit nicht genau, wo die gewünschten Papiere verwahrt seien.

Lord Averil ersuchte ihn sofort in höflicher Weise, sich dann weiter nicht zu bemühen, die Papiere könnten ja recht wohl bis zu einer andern Gelegenheit liegen bleiben.

Hierauf drückte er Georg herzlich die Hand und ging fort, indem er im Stillen bei sich sagte: „Das ist nicht der halbe Geschäftsmann, der sein Bruder ist und der sein Vater war, aber wunderbare Aehnlichkeit hat er mit Cecily."

Georg wartete, bis die Thür sich geschlossen hatte. Dann trocknete er sich die schweren Schweißtropfen, die sich auf seinem Gesicht gesammelt hatten, ab und blickte

sich mit der flehenden Miene eines Menschen um, welcher Linderung eines qualvollen Schmerzes sucht.

Hätte Lord Averil auf seinem Verlangen bestanden, was wäre ihm dann übrig geblieben?

Dies sind die Augenblicke, in welchen der Mensch versucht wird, das eine nie wieder gut zu machende Verbrechen zu begehen.

Die Thür öffnete sich wieder, und Georg gab wie ein mit dem Tode Ringender einen keuchenden Ton von sich.

Es war blos Isaak Hastings.

„Mr. Hurde", sagte er, „wünscht zu wissen, ob die Wechsel bei Glyn heute oder nächsten Montag präsentirt werden sollen."

„Es ist am besten, wenn es heute geschieht", entgegnete Godolphin. „Ist Mr. Barnaby heute schon dagewesen?" setzte er hinzu, als Isaak sich entfernen wollte.

„Nein, noch nicht."

„Wenn er nicht bald kommt, so muß Jemand auf den Getreidemarkt hinuntergehen, um ihn zu suchen. Dort ist er ganz gewiß zu finden, wenn er nämlich überhaupt heute in die Stadt hereingekommen ist."

„Daß er in der Stadt ist, weiß ich", entgegnete Isaak. „Ich sah ihn, als ich von Tische zurückkam. Er sprach mit Mr. Verrall."

„Mit Mr. Verrall?" schrie Georg und blickte auf, als ob er plötzlich zu neuem Leben elektrisirt würde. „Ist der wieder da?"

„Ja, er ist wieder da, Sir. Ich glaube, er war so eben angelangt, denn er kam von dem Wege her, der nach dem Bahnhof führt."

„Wissen Sie aber auch gewiß, daß es Mr. Verrall war?“ fragte Georg noch einmal.

Isaak Hastings lächelte. Warum fragte Mr. Georg Godolphin auf einmal so eifrig?

„Ja, ich weiß gewiß, daß es Mr. Verrall war“, antwortete Isaak.

Georg war es zu Muthe, als ob ihm eine Last von tausend Centnern von der Brust gewälzt würde. Er war schon seit so langer Zeit gewohnt, in allen Schwierigkeiten zu Mr. Verrall zu fliehen, daß es ihm war, als brauchte er auch jetzt nur zu ihm zu gehen, um sich von der ihn jetzt bedrängenden Schwierigkeit befreit zu sehen.

Mr. Verrall hatte sich seiner Aufgabe in der Regel so entledigt, wie Leute von seinem Handwerk sich solcher Aufgaben zu entledigen pflegen, indem er den furchtbaren Tag der Rechenschaft ein wenig weiter hinausschob. Jetzt war dieser Tag für Georg Godolphin nicht mehr fern.

Sonnabends ward die Bank etwas später geschlossen, und Georg blieb auf seinem Posten bis zu Ende. Nachdem er dinirt, machte er sich, als es schon dämmerig, ja fast dunkel geworden war, auf den Weg nach Lady Godolphin's Folly.

Wie kam es, daß er jetzt diesen Weg fast nur unter dem bergenden Schatten der Nacht machte? Fürchtete er, die Leute würden über seine intime Freundschaft mit Mr. Verrall Bemerkungen machen und der Ursache derselben nachspüren? Oder fürchtete er das Gerede der Leute in anderer Beziehung?

Er langte in Lady Godolphin's Folly an und ward hier in ein leeres Zimmer gewiesen.

Mr. Verrall sei wieder da; er habe mit Mistreß Pain dinirt, sei aber nach Tische wieder ausgegangen, sagte der Diener.

Er hatte geglaubt, Mistreß Pain sei in dem Salon, aber sie war augenscheinlich nicht hier, trotz der spähenden Blicke des Dieners. Er schaute in das nächste Zimmer, aber mit gleichem Erfolge.

„Vielleicht ist sie mit ihren Hunden auf die Terrasse hinausgegangen", bemerkte der Diener.

Georg kümmerte sich höchst ungalant in diesem Augenblicke gar nicht darum, wohin Mistreß Pain gegangen sei; ihm lag blos an Mr. Verrall.

„Wißt Ihr vielleicht, wenn Euer Herr wieder nach Hause kommen wird?" fragte er den Diener.

„Ich glaube nicht, daß er lange ausbleiben wird, Sir", antwortete der Diener. „Ich hörte ihn sagen, er sei müde und wolle sich zeitig zu Bett legen. Vielleicht ist er nach Ashlydyat hinübergegangen. Er sagte zu Mistreß Pain, er habe Mr. Thomas Godolphin gestern in London getroffen und wolle hinüber zu Miß Godolphin gehen und ihr sagen, daß ihr Bruder sich in London wohler fühle als hier. Dennoch aber weiß ich nicht, Sir, ob er die Absicht hatte, noch heute Abend hinüberzugehen."

Der Diener verließ das Zimmer und Georg blieb allein. Er trommelte auf den Tisch, setzte sich nach einander auf mehrere Stühle, stand wieder auf und betrachtete sein verstörtes bleiches Gesicht im Spiegel.

Wo war Verrall? Wo war Charlotte? Diese konnte ihm vielleicht sagen, wo Verrall hingegangen war und wann er wieder nach Hause kommen würde.

Georg befand sich mit einem Worte in einem Zustande von Unruhe, der ihm förmliche Folterqualen bereitete.

Ungeduldig öffnete er die Glasthüren, welche blos zugemacht, aber nicht verschlossen waren, und schaute einige Augenblicke in die Nacht hinaus.

Er blickte nach allen Richtungen, konnte aber von Charlotte nichts erspähen und Mr. Verrall schien auch nicht zu kommen.

„Ich will doch sehen", rief Georg plötzlich, indem er zu einem Entschluß gelangte und sich aufmachte, „ob Verrall vielleicht in Ashlydyat ist."

Er that wohl daran. Thätigkeit ist in solchen Augenblicken allemal besser als Unthätigkeit.

Außerhalb der Vorhalle von Ashlydyat, mit einem Bekannten plaudernd, stand Andrew, einer der Diener. Als er Georg erblickte, trat er zurück, um ihm die Thür zu öffnen.

„Sind meine Schwestern allein, Andrew?"

„Ja, Sir."

Georg hatte diese Antwort kaum erwartet und dieselbe war daher eine Enttäuschung für ihn.

„Ganz allein?" fragte er nochmals. „Ist heute Abend Niemand bei ihnen gewesen?"

Der Diener schüttelte den Kopf und fragte sich wahrscheinlich im Stillen, von wem Georg glaube, daß er dagewesen sein müsse.

„Die Fräuleins sind ganz allein, Sir", sagte er. „Miß Janet leidet wieder einmal an ihrem bösen Kopfweh."

Georg empfand, da Verrall einmal nicht da war, gar keinen Wunsch, hineinzugehen, und die ihm von Andrew

zuletzt gemachte Mittheilung gab ihm einen guten Vorwand, sich wieder zu entfernen.

„Dann will ich sie auch heute Abend nicht stören", sagte er. „Ihr braucht nichts davon zu sagen, daß ich dagewesen bin, Andrew."

„Sehr wohl, Sir."

Georg verließ den Diener und wendete sich links. Tief in Gedanken versunken, schlug er den bedeckten Weg ein. Es war dies keineswegs der gerade Weg zurück nach der Folly und ebenso wenig nach Priors Ash. Eigentlich führte er blos zu der dunklen Ebene und ihrem Phantom.

Keiner von den weiblichen Dienstboten in Ashlydyat, ja vielleicht nicht einmal einer von den männlichen würde sich dazu verstanden haben, in der Nacht diesen Weg zu gehen, denn er mündete dicht vor dem steinernen Bogen aus, vor welchem der Schatten sich zu zeigen pflegte.

Warum schlug jetzt Georg diesen Weg ein? Er hätte es selbst nicht zu sagen vermocht. Hätte man ihn gefragt, so würde er gesagt haben, daß für einen Menschen, der von Angst und Unruhe niedergedrückt wird, ein Weg so gut ist als der andere.

Dies ist allerdings wahr, gleichwohl aber führte dieser Weg ihn nirgends hin, wohin er zu gehen wünschen konnte, und er mußte dann den weitern Weg nach Lady Godolphin's Folly mitten durch die Heidekrautbüsche der dunklen Ebene und gerade über den Schatten selbst hinwegnehmen.

Solche anscheinend zufällige Wege führen aber zuweilen zu seltsamen Ergebnissen.

Georg ging, wie schon gesagt, in Gedanken versunken, mit den Händen in den Taschen und mit langsamen, fast

unhörbaren Tritten. Ohne diesen letztern Umstand würde er nicht das Vergnügen gehabt haben, eine gewisse Scene zu stören, welche eben in dem dunklen Theile des steinernen Bogens stattfand.

War es ein Geist, der diese Scene spielte? Schwerlich; es müßte denn sein, daß die Geister auch paarweise umgingen.

Zwei Gestalten, mochten es nun Geister oder Menschen sein, standen hier. Eine davon sah wie eine weibliche. Sie war dunkel gekleidet und trug einen dunkelfarbigen Shawl über den Kopf geworfen, ohne daß jedoch dadurch die Züge verdeckt worden wären, und diese waren die Charlottens. Diese wenigstens war kein Gespenst.

Die andere Gestalt hielt Georg für Mr. Verrall. Sie lehnte an dem Mauerwerk und schien sich in ebenso trostloser Gemüthsstimmung zu befinden wie Georg selbst.

Die beiden Personen stritten sich mit einander. Seltsam, daß sie ihr Haus verlassen und diesen einsamen Ort auf dem Grund und Boden von Ashlydyat aufgesucht hatten, um ihren Streit auszufechten. Charlotte war augenscheinlich sehr aufgebracht. Sie schritt fast wie ein angeketteter Tiger unter dem steinernen Bogen hin und her und ergoß sich, obschon in gedämpftem Tone, in einen Strom von heftigen Worten und Vorwürfen.

„Ich will Dir etwas sagen!" lauteten die ersten deutlichen Worte, welche Georg vernahm.

Der an dem steinernen Bogen lehnende Mann unterbrach Charlotte, jedoch in einem Tone, welcher Niedergeschlagenheit und Demuth verrieth.

„Nein, ich will Dir etwas sagen, Charlotte —"

Die Bewegung, welche Georg bei dem Tone dieser Stimme machte, der Ausruf von maßlosem Erstaunen, welcher ihm unwillkürlich entschlüpfte, störte die Sprechenden. Charlotte rannte mit einem Schreckensschrei nach der einen, der Mann nach der andern Richtung davon.

Letzterer aber war nicht rasch genug, um Georg zu entschlüpfen. Dieser sprang auf ihn zu und packte ihn mit kräftiger Faust, um sich zu überzeugen, daß es kein Geist, sondern ein Wesen von Fleisch und Blut sei.

Mit einem Ruck drehte Georg das Gesicht des Mannes nach dem Sternenlicht empor und erkannte die Züge des angeblich schon seit mehreren Jahren nicht mehr unter der Zahl der Lebenden weilenden Mr. Rodolf Pain!

Zwölftes Kapitel.

Die Rückkehr eines allgemein todtgeglaubten und auf immer abgeschiedenen Ehemanns kann von der Frau desselben als ein unerwartetes beglückendes Geschenk des Himmels, aber auch, je nach der Gesinnung und Anschauungsweise der betreffenden Dame, als eine Quelle der mißlichsten Verlegenheiten betrachtet werden.

Daß Charlotte Pain die Sache von dem letztern Gesichtspunkte aus betrachtete, läßt sich nicht bezweifeln. Sie wußte besser als das Publikum, daß Mr. Rodolf Pain nicht todt war, aber sie hatte ihn als ebenso vollständig beseitigt betrachtet, als ob der Tod ihn unwiderruflich in einen Begräbnißplatz der Hauptstadt gebettet hätte.

Wie unbedeutend der Vorfall auch gewesen sein mochte, welcher Mr. Rodolf Pain und das britische Criminalgesetz in Collision mit einander gebracht hatte, so war doch Charlotte wenigstens der Meinung gewesen, daß diese Sache sich nicht anders beilegen lasse als durch lebenslängliche Verbannung ihres Gatten von den britischen Gestaden.

Als dieser kleine Vorfall sich ereignet und Mr. Rodolf sich und seine Freiheit mit genauer Noth dadurch gerettet,

daß er sich unter einem falschen Namen ins Ausland flüchtete, um nicht vor einen gewissen Gerichtshof gestellt zu werden und dann einmal Montags früh der neugierigen Menge auf Kosten seines Lebens ein Schauspiel zu gewähren, hatte es Charlotte und ihren Verwandten beliebt, das Gerücht auszusprengen, Mr. Rodolf Pain sei gestorben.

Darin, daß er aus der Welt geschieden, lag, insofern es nur auf natürlichem Wege geschah, durchaus keine Schande für sie. Ward er jedoch gezwungen, von der Gesellschaft in London auf andere Weise Abschied zu nehmen, so machte dies einen großen Unterschied aus, und Charlotte konnte sich hiermit, nicht um seinet-, wohl aber um ihrer selbst willen, durchaus nicht einverstanden erklären.

Sie hatte von jeher auf seine Persönlichkeit keinen großen Werth gelegt. Vor ihrer Verheirathung hatte sie ihn als eine Null, nach derselben als eine Last betrachtet. Im Ganzen genommen war sie daher recht wohl damit zufrieden, ihn loszuwerden, und spielte ihre Rolle als Wittwe in wirklich vollendeter Weise.

Was die Thatsachen seiner schleunigen Flucht betraf, so war darüber im Publikum fast gar nichts bekannt geworden, denn das Geschäft oder die Geschäfte, welche die Veranlassung dazu gewesen, waren nicht unter seinem wirklichen Namen abgeschlossen worden.

Charlottens Entsetzen zu schildern, als er wiederkam und sie fand, daß sie sich hinsichtlich seiner lebenslänglichen Verbannung in einem trügerischen Traum gewiegt, wäre Aufgabe einer geschicktern Feder, als die meinige ist. Kein anderes bekanntes Unglück auf Erden wäre von Charlotte

als ein so furchtbarer Schlag betrachtet worden. Hätte man Priors Ash durch eine darunter gelegte Mine in die Luft gesprengt oder hätte ein Erdbeben diese Stadt verschlungen, so würde Charlote dies im Verhältniß als ein nur geringfügiges Unglück betrachtet haben.

Ganz gewiß war es nicht angenehm, durch ein leises Pochen an das unbedeckte Fenster erschreckt zu werden, während sie beim Schimmer des Kronleuchters dasaß und, was so selten der Fall war, an einer nutzlosen Stickerei arbeitete. Und doch war dies die unumständliche Weise, auf welche ihr Gatte sie von seiner Rückkunft in Kenntniß setzte.

Sie erwartete an diesem Abend keinen Besuch. Es war derselbe Abend, an welchem Georg Godolphin die Tischgesellschaft gab, bei der Mr. Verrall nicht erschienen, sondern statt dessen nach London gereist war.

Als Charlotte das Pochen vernahm, drehte sie überrascht das Gesicht nach dem Fenster oder vielmehr der Glasthür herum. Es pflegte auf diesem Wege Niemand hereinzukommen als der heitere, ungenirte Georg Godolphin; zuweilen geschah es auch von Mr. Verrall. Charlotte wußte aber, daß Georg Tischgesellschaft hatte und daß Mr. Verrall verreist war.

Sehen konnte sie den Einlaßbegehrenden nicht. Das Zimmer war blendend erleuchtet, draußen herrschte ziemliches Dunkel und das Fenster war auch theilweise durch die Spitzengardinen beschattet. Charlotte glaubte, sie müsse sich geirrt haben, und fuhr in ihrer Beschäftigung weiter fort.

Das Pochen wiederholte sich.

„Sonderbar!“ dachte Charlotte. „Herein!“ rief sie laut.

Es kam aber Niemand herein. Ein paar Minuten lang erfolgte gar keine Antwort und dann ward wieder schüchtern angepocht.

Charlottens Kleid war halb mit Baumwollengarn bedeckt. Sie erhob sich, schüttelte das Kleid, ließ das Baumwollengarn und die Decke, mit deren Auftrennen sie beschäftigt gewesen, auf den Fußboden fallen, ging an die Fensterthür und öffnete dieselbe.

Im ersten Augenblick konnte sie nichts sehen. Es war heller Mondschein; sie trat aber aus dem grell beleuchteten Zimmer, und überdies war die äußere Luft ungemein kalt und rein.

Dies alles war jedoch nicht der Grund, daß sie nichts sehen konnte, sondern derselbe lag vielmehr darin, daß es, wie es schien, nichts zu sehen gab. Vergebens ließ sie ihre Augen über die Terrasse und die jenseits derselben still da liegende Landschaft schweifen.

„Charlotte!" rief es auf einmal ganz leise und dicht neben ihr.

So leise dieses Wort aber auch gesprochen ward, so lag doch in dem Tone desselben etwas, was jede Faser von Charlottens Körper mit Entsetzen erfüllte. Dicht an die Wand des Hauses angedrückt und sich an das Jasminspalier anlehnend, als ob er hoffte, daß zufällig hier vorüberschweifende Augen ihn ebenfalls für einen Jasminstock ansehen würden, stand die winzige Gestalt ihres Mannes. Es war die abgemagerte, zusammengeschrumpfte Gestalt eines Menschen, der lange Zeit unter anhaltenden Körper- oder Geistesqualen zugebracht hat, und die Lippen des bleichen Antlitzes zuckten vor Furcht.

Aber dieses Gesicht war nicht bleicher und verrieth kein größeres Entsetzen als das Charlottens. Ihr Teint war, wie der Leser bereits mehrmals gesehen, ein zu künstlicher, als daß gemeine Ursachen darauf hätten einwirken können. Dennoch aber gibt es im Menschenleben Augenblicke, wo die Natur ihr Recht behauptet und die Kunst vor ihr in den Hintergrund tritt. So ward auch jetzt Charlottens Gesicht von Leichenblässe überzogen, und ihr Entsetzen machte sich in einem leisen leidenschaftlichen Stöhnen Luft.

Der nächtliche Gast war Rodolf Pain.

Es folgte ein Augenblick des Schreckens und der Verwirrung, dann ein reißender Strom von Worten, nicht der Theilnahme oder der Begrüßung, sondern des Zorns, und dann stieß Charlotte den Unglücklichen mit beiden Händen von sich, ohne zu wissen oder sich zu kümmern wohin.

Es sei gefährlich für ihn, hier zu weilen. Er müsse fort.

„Ich will dort in das Wäldchen gehen, Charlotte", antwortete er, indem er auf das Baumdickicht links zeigte. „Komm dorthin zu mir."

Mit diesen Worten schlich er sich nach der angedeuteten Richtung hin, indem er sich so lange als möglich im Schatten des Hauses und der Gartenmauer hielt.

Charlotte, welche der Aufforderung lieber nicht gefolgt wäre, wenn sie dies hätte wagen können, warf einen schwarzen Shawl über Kopf und Schultern und folgte ihm.

Die Unterredung führte in der Hauptsache zu nichts weiter als zu Vorwürfen. Charlotte war im höchsten Grade aufgebracht, daß Rodolf sich überhaupt zurückge-

wagt, und dieser beklagte sich, daß er von den andern allen als Sündenbock gebraucht worden sei.

Als Charlotte ihre Schritte wieder nach der Folly lenkte, erblickte sie Georg Godolphin, der sich dem Hause gerade in dem Augenblick näherte, wo sie im Begriff stand, sich über den Rasenplatz zu stehlen.

Sich im Schatten der Bäume haltend, eilte sie durch eine Hinterthür in das Haus hinein und setzte sich im Salon rasch wieder an ihre Arbeit, während sie Georg, nachdem derselbe Einlaß erhalten, betheuerte, sie sei nicht ausgewesen. Kein Wunder, daß ihr Gesicht durch Schminke und Schönheitspulver hindurch einen seltsamen Ausdruck zeigte.

Die Zeit zu ihren Unterredungen mit Rodolf schien allemal eine sehr übel gewählte sein zu sollen. Am nächstfolgenden Abend kam sie mit ihm an derselben Stelle zusammen. Er hatte es durchaus verlangt und sie wagte nicht, sich zu weigern. Es wurden wieder wechselseitige Vorwürfe ausgesprochen, bis plötzlich Georg Godolphin wieder dazu kam.

Charlotte stieß ein Schreckensgekreisch aus und Rodolf ergriff die Flucht. Hätte Charlotte nicht sofort Georg festgehalten, so wäre der heimlich zurückgekehrte Flüchtling schon diesmal entdeckt worden, dies hätte aber in Charlottens Pläne durchaus nicht gepaßt.

Noch einige Tage, und die gefürchtete Katastrophe sollte dennoch eintreten. Da das Wäldchen unsicher zu sein schien, so schlug Rodolf den steinernen Bogen als Ort für die fernern Zusammenkünfte vor. Dort konnten sie hoffen, unbelästigt zu bleiben, weil die Gespensterfurcht der Um=

gegend diesen Ort zu einem gefürchteten und streng gemiedenen machte. Hier hatten die beiden Gatten zwei- oder dreimal einander getroffen und sich mit einander herumgestritten, bis sie wieder und zwar abermals durch Georg gestört wurden, der diesmal der Sache auf den Grund kam.

Sein Erstaunen war außerordentlich. Nie hatte er auch nur die leiseste Ahnung gehabt, daß Rodolf Pain noch am Leben sei. Charlotte war gegen Georg in dieser Beziehung nicht mittheilsamer gewesen als gegen die übrige Welt.

Aus der Noth eine Tugend machend, erzählte sie ihm nun einige nähere Umstände.

Als sie sich nämlich auf ihrer Flucht umsah und bemerkte, daß Rodolf Pain sich in Georg's Händen befand, und daß es nun nicht mehr möglich sei, diesem gegenüber das Possenspiel von Rodolf's angeblichem Tode weiter fortzusetzen, hielt sie es für das Beste, umzukehren. Besser war es jedenfalls, wenn sie mit ihrem klugen Kopfe sich in die Sache mischte, als wenn sie dieselbe dem einfältigen Geschöpf überließ, welches sie die Ehre hatte, ihren Gatten zu nennen.

Rodolf Pain war nämlich für die ihm von Mr. Verrall übertragene Aufgabe nicht schlau und nicht schlecht genug gewesen. Verrall hatte immer gesagt, Rodolf sei selbst schuld an seinem Unglück, weil er versucht habe, mit einem gewissen Grad von Ehrlichkeit zu Werke zu gehen.

Charlotte trat dieser Ansicht vollkommen bei und erklärte sich mit jedem verächtlichen Prädikat, welches Mr. Verrall dem unglücklichen Verbannten beilegte, durchaus einverstanden.

Georg bedurfte einige Zeit, ehe er die Erklärung verstand, insoweit ihm nämlich eine solche gegeben ward.

Sie standen alle Drei im Schatten des steinernen Bogens. Charlotte hielt ihren schwarzen Shawl sorgfältig über den Kopf und um das Gesicht herum zusammen. Rodolf lehnte mit verschränkten Armen an dem innern Bogen des Mauerwerks.

„Nun, weshalb flüchteten Sie sich eigentlich ins Ausland?" fragte Georg.

„Wegen jenes verwünschten Handels mit Appleby", entgegnete Rodolf. „Sie müssen doch davon gehört haben. Es ward ja damals überall davon gesprochen."

„Appleby — Appleby — ja, jetzt besinne ich mich", bemerkte Georg. „Das war ein sauberer Schwindel. Aber was hatten Sie denn damit zu thun?"

„Ich hatte nur in Auftrag damit zu thun", sagte Rodolf im Tone der Erbitterung. „Die Sache ging eigentlich, wie alles Andere, blos Verrall an. Ich führte nur seine Befehle aus."

„Aber Sie und Verrall haben doch nichts mit jener Appleby'schen Schwindelei zu thun gehabt?" rief Georg, und sein Ton verrieth ebenso viel Erstaunen als der Rodolf's Erbitterung verrieth.

Charlotte mischte sich ein, aber auf so hastige und verworrene Weise, daß sie sich nothwendig eines persönlichen Interesses an der Sache verdächtig machen mußte.

„Schweig, Rodolf!" sagte sie. „Was kann es nützen, jene alte unsinnige Speculation zur Sprache zu bringen? Mr. Georg Godolphin wird nichts davon hören wollen."

„O wenn ich nur könnte, so brächte ich sie vor der

ganzen Welt zur Sprache!" rief Rodolf im Bewußtsein des erlittenen Unrechts. „Verrall versicherte mir auf die feierlichste Weise, daß, wenn jemals die Sache sich durch Appleby's Tod oder sonstwie ausgliche und ich dann ohne Scheu zurückkehren könne, er mich augenblicklich davon benachrichtigen und zurückholen lassen werde. Nun aber ist Appleby schon seit sechs Monaten todt, und dennoch hat Verrall mich immerfort in Amerika gelassen, ohne mir auch nur Nachricht zu geben. Ich kehre mich weiter nicht daran, wenn Du auch böse wirst, Charlotte. Ich werde Mr. Georg Godolphin sagen, was mir beliebt. Ich bin nicht mehr der geduldige Sklave, den Du mißbrauchen halfst; zuletzt krümmt sich auch ein Wurm, wenn er getreten wird. Wissen Sie vielleicht, Sir, daß Appleby todt ist?"

„Ich weiß nichts von Appleby", entgegnete Georg. „Ich entsinne mich dieses Namens blos insoweit, als derselbe einem Manne angehörte, an welchem einmal von einem gewissen Rustin ein schmählicher Betrug verübt ward. Was haben Sie oder Verrall damit zu thun gehabt?"

„Nun", entgegnete Rodolf Pain, „Verrall war eben Rustin."

Georg Godolphin riß die Augen weit auf.

„Wie?" sagte er sehr langsam, denn es begannen gewisse seltsame Gedanken und Erinnerungen in ihm zu erwachen.

„Freilich, so war es", hob Rodolf wieder an. „Ich sage Dir, Charlotte, ich lasse mir den Mund nicht mehr verbieten. Ich will sprechen. Was kommt weiter darauf an? Mr. Georg Godolphin weiß es doch einmal. Verrall

oder, wie er sich damals nannte, Rustin war der eigentliche Thäter, ich blos der vorgeschobene Strohmann, und ich mußte dafür büßen."

„Glaubte Appleby denn, Sie wären Rustin?" fragte Georg, der nicht wußte, was er denken sollte.

„Appleby dachte dies wenigstens eine Zeit lang. O, ich versichere Ihnen, die Sache war ungemein schlau eingefädelt, und mußte es auch sein, wenn sie gelingen sollte. Verrall, wissen Sie, konnte natürlich nicht der Sündenbock sein, denn wenn ihn einmal das Schicksal ereilte, so ginge ja das ganze Geschäft in Trümmer. Der Streich traf deshalb mich, und ich mußte dafür büßen und flüchtete mich ins Ausland. Ich fügte mich ohne Murren. Und dies hätte auch nichts genützt, denn wäre ich dageblieben, um es aufs Aeußerste kommen zu lassen, so hätte ich wahrscheinlich auch eine Reise machen müssen, obschon nach einem andern Welttheile als Amerika und auf Staatskosten."

Hier unterbrach Charlotte ihren Gatten, denn sie war völlig außer Stande, sich länger zu bemeistern.

„Schämst Du Dich denn nicht", rief sie, „dergleichen Dinge zu erzählen? Mr. Georg Godolphin, ich bitte Sie, hören Sie nicht auf ihn."

„Pain kann erzählen, was er will", entgegnete Georg. „Von mir erfährt Niemand etwas."

„Was das Schämen betrifft", hob Rodolf wieder an, „so ist dies nicht sowohl meine Pflicht als vielmehr die eines Andern. Ich war nicht der eigentliche Thäter, ich war blos der Sündenbock, denn die eigentlichen Thäter wissen bei dergleichen Geschichten allemal ihren Kopf aus

der Schlinge zu ziehen. Doch lassen wir das. Ich nahm, wie gesagt, die Strafe ohne Murren auf mich, jetzt aber, wo der Mann todt ist und ich ohne Gefahr nach Hause kommen kann, verlange ich zu wissen, warum man mich nicht geholt hat."

„Ich glaube nicht, daß Appleby todt ist", bemerkte Charlotte.

„Ich aber bin fest davon überzeugt", entgegnete Rodolf Pain. „Ich weiß es aus einer ganz sichern Quelle von Jemand, der nach Amerika kam und Appleby genau gekannt hatte. Er sagte, die Todesanzeige habe in öffentlichen Blättern gestanden, und er wußte auch außerdem, daß Appleby's Tod eine zweifellose Thatsache war."

„Appleby? Appleby?" wiederholte Georg nachdenklich und dachte an jenen längst vergangenen Morgen, wo er ungesehener Zeuge von Charlottens Unterredung mit einem Manne dieses Namens gewesen, demselben Manne, welcher ihn vorher an der Thür von Ashlydyat angeredet, welches er fälschlich für Mr. Verrall's Wohnung angesehen. „Ja, ja, ich entsinne mich, daß er einmal hier war."

„Ja, ich entsinne mich dessen auch", sagte Rodolf Pain bedeutsam, „und ich weiß, wie wüthend Verrall damals darüber war. Er glaubte, seine Adresse hier sei durch meine Unachtsamkeit verrathen worden. Was hat uns dieser Appleby von Anfang bis zu Ende zu schaffen gemacht! Die Sache spielte jahrelang. Dann und wann ward der Schwindel vertuscht, aber blos um plötzlich wieder ans Licht zu kommen, und ich mußte endlich deswegen in die Verbannung gehen."

„Weiß Verrall, daß Appleby todt ist?" fragte Georg den Todtgeglaubten.

„Das läßt sich nicht bezweifeln. Charlotte sagt, sie wolle Verrall nicht fragen und ihm auch nicht sagen, daß ich hier bin. Ich bin aber fest überzeugt, daß ihr Appleby's Tod selbst recht wohl bekannt ist."

Charlotte ging wieder wie ein angeketteter Tiger unter dem steinernen Bogen hin und her, ohne von Rodolf's letzten Worten Notiz zu nehmen.

„Nun, warum wollen Sie Verrall nicht selbst sagen, daß Sie hier sind?" fragte Georg in sehr natürlicher Weise.

„Das möchte ich nicht gern, solange in Bezug auf Appleby's Tod noch der mindeste Zweifel vorhanden ist. Ich für meine Person zweifle allerdings nicht daran, sollte ich mich aber doch irren, so würde mein Erscheinen hier weder für mich noch für Verrall von Nutzen sein. Verrall ist übrigens auch ein Mann, den man nicht reizen darf. Es wäre ihm ein Kleines, mich vor Wuth umzubringen. Er geräth allerdings nicht so leicht hinein, aber wenn es der Fall ist, dann ist er auch in der That schrecklich."

„Nun, Du gestehst also selbst zu, daß Appleby's Tod zweifelhaft ist!" rief Charlotte sarkastisch.

„Ich sage blos, es sei möglich, daß er noch lebt. Eben weil ich meiner Sache nicht völlig gewiß war, kehrte ich auf diese verstohlene Weise zurück. Ich verlange von Dir weiter nichts, als daß Du Verrall fragst, ob Appleby todt ist. Ich glaube, er wird antworten: Ja. »Nun gut«, kannst Du dann sagen, »Rodolf Pain ist wieder da!« Und wenn —"

„Aber wenn er nun sagt: Nein, er ist nicht todt — was dann?“ unterbrach ihn Charlotte ungestüm.

„Nun, dann kannst Du es mir unter vier Augen sagen, und ich muß wieder hingehen, wo ich hergekommen bin. Ich gehe aber nicht fort, ohne erst von der Thatsache überzeugt zu sein“, setzte Mr. Pain bedeutsam hinzu, als ob er auf Charlottens Worte keineswegs unbedingtes Vertrauen setzte. „Ich glaube ganz bestimmt, er ist todt, und Verrall wird Dir dies sagen. In diesem Falle bin ich dann morgen ein freier Mann.“

Charlotte wendete sich wüthend nach ihm herum und rief:

„Und wie soll denn Dein Wiedererscheinen denen erklärt werden, welche Dich als todt betrachten?“

„Darum kümmere ich mich weiter nicht“, antwortete Rodolf gleichgültig. „Ich habe das Gerücht meines Todes nicht ausgesprengt. Wenn Du es gethan hast, so kannst Du es auch jetzt widerrufen.“

„Wenn ich es that, so geschah es, um Deinen guten Ruf zu retten“, entgegnete Charlotte, welche vor Wuth kaum im Stande war, ein Wort hervorzubringen.

„Ja, ich weiß es schon“, entgegnete Rodolf, „Du fürchtetest, es möchte eine oder die andere Geschichte in Bezug auf Deinen Mann an den Tag kommen und deshalb fandest Du es gerathen, mir lieber sogleich den Garaus zu machen. Du dachtest vor allen Dingen an Dich selbst und dann erst an mich, Charlotte.“

Sie gab keine Antwort.

„Wenn meine Rückkunft Dir so unerwünscht ist, so können wir ja getrennt leben“, hob er wieder an. „Du stelltest mir ja schon, ehe ich fortging, so etwas in Aussicht.“

„In der That, es muß für Mr. Georg Godolphin sehr interessant sein, unser Gespräch mit anzuhören“, bemerkte Charlotte.

„Meinetwegen!“ entgegnete Rodolf im Tone des Stumpfsinns und der Ermüdung. „Du und Verrall, Ihr habt mich so nichtswürdig behandelt, daß ich nichts danach frage, wer es erfährt.“

„Wo halten Sie sich denn auf?“ fragte Georg, neugierig, ob die schattigen Orte um Ashlydyat dem Armen am Tage ebenso zum Obdach dienten wie in der Nacht.

„Nicht weit von hier, in einem kleinen Gasthaus an der Landstraße. Es kannten mich hier herum auch schon in früherer Zeit nicht viel Leute, um aber ganz sicher zu sein, gehe ich blos des Abends aus. Höre, Charlotte! Wenn Du Dich noch länger weigerst, Verrall zu fragen oder mir zu helfen, so gehe ich nach London und erkundige mich dort. Ich bin nicht ganz ohne Freunde in der großen Stadt und dieselben würden mich besser aufnehmen, als Du mich aufgenommen hast.“

„Nun, dann wundert es mich, daß Du nicht sogleich dorthin gegangen bist“, entgegnete Charlotte kurz.

„Ganz natürlich suchte ich zuerst meine Gattin auf, obschon sie sich früher gerade nicht sehr liebevoll gegen mich gezeigt hatte“, sagte Rodolf.

Mochte Charlotte sich nun in der Vergangenheit wirklich nicht sonderlich liebevoll gegen ihren Gatten gezeigt haben, so stand doch außer allem Zweifel, daß es wenigstens gegenwärtig nicht der Fall war. Seine Rückkehr erfüllte sie mit den größten Befürchtungen. Seine persönliche Sicherheit war gefährdet, und diese Gefahr war

von der Aussicht auf eine Schande begleitet, die nothwendig auch auf sie selbst zurückfallen mußte. Hätte sie ihn auf einem elektrischen Drahte in die entlegenste Region der bekannten oder der unbekannten Erde befördern können, so hätte sie es gern und augenblicklich gethan.

Georg Godolphin überließ es den Beiden, ihren Streit allein auszufechten, und lenkte seine Schritte wieder nach Lady Godolphin's Folly, indem er durch den kohlschwarzen Schatten und durch die Zwergbüsche hindurchging, welche von weitem gesehen so große Aehnlichkeit mit Grabhügeln hatten.

Er erreichte die Folly und klingelte.

Der Diener führte ihn in den Salon. Derselbe war leer wie zuvor.

„Ist Mr. Verrall jetzt da?" fragte Georg.

„Ja, er ist da. Ich glaubte, er wäre hier. Ich will mich nach ihm umsehen."

Georg setzte sich und wartete. Es dauerte nicht lange, so trat der Diener wieder ein und sagte:

„Mein Herr ist bereits zu Bett, Sir."

„Wie! Zu Bett?" rief Georg.

„Ja, Sir."

„Sagtet Ihr ihm denn, als er zurückkam, daß ich dagewesen sei?"

„Ja, ich sagte ihm, daß Sie dagewesen seien, oder vielmehr, ich glaubte, Sie wären noch da. Ich wußte nicht daß Sie wieder fortgegangen waren."

„Sagte Mr. Verrall jetzt, er könne mich nicht sprechen?"

„Er trug mir auf, Ihnen zu sagen, er habe sich zur Ruhe begeben."

„Liegt er wirklich im Bett?"

Der Diener zögerte.

„Er sprach durch die Thür zu mir, Sir", sagte er dann. „Er öffnete nicht."

Georg ergriff seinen Hut, und schon die Bewegung seiner Hand verrieth Unzufriedenheit.

„Sagt Eurem Herrn, daß ich morgen früh beizeiten wieder hier sein werde. Ich muß ihn sprechen."

Mit diesen Worten verließ er das Haus in der Ueberzeugung, obschon er kaum wußte, was dieselbe in ihm erweckt hatte, daß Mr. Verrall sich nicht zu Bett begeben habe, sondern blos in sein Schlafzimmer hinaufgegangen sei, um ihm aus dem Wege zu gehen. Dieser Gedanke erbitterte ihn in hohem Grade.

Als er sich eine kleine Strecke von der Terrasse entfernt hatte, drehte er sich noch einmal herum und schaute nach den obern Fenstern des Hauses. In Mr. Verrall's Zimmer war Licht.

„Also ist er noch nicht zu Bett", dachte Georg. „Er hätte mich sprechen können, wenn er sonst gewollt hätte. Ich werde ihm sagen —"

Plötzlich fühlte Georg, wie Jemand, der sich leise herangeschlichen, ihn am Arme berrührte. Er drehte sich herum und erblickte Charlotte.

„Nicht wahr, Sie werden das Geheimniß, welches Sie heute Abend erfahren, nicht verrathen?" flüsterte sie leidenschaftlich.

„Wäre das wohl wahrscheinlich?" fragte er.

„Rodolf ist ein Narr" fuhr Charlotte fort, „aber Narren machen mehr zu schaffen, als kluge Leute."

„Sie können sich auf mich verlassen", entgegnete Georg. „Wo ist er?"

„Für diese Nacht bin ich ihn los", sagte Charlotte. „Wollen Sie jetzt mit hineingehen und Verrall sprechen?"

„Nein. Verrall will mich nicht sprechen. Ich gehe jetzt nach Hause. Gute Nacht."

„Er will Sie nicht sprechen? Wahrscheinlich ist er sehr müde. Gute Nacht, Georg."

Georg Godolphin ging langsam weiter und dachte über die Ereignisse des Tages, besonders des Abends nach. Daß er durch Rodolf Pain's Wiederauferstehung im höchsten Grade überrascht worden, war unbestreitbar, dennoch aber lasteten ihm zu schwere Sorgen auf dem Herzen, als daß er diesem Vorfall jetzt, wo die Ueberraschung vorbei war, mehr als einen vorübergehenden Gedanken gewidmet hätte. Rodolf Pain nahm in Georg Godolphin's Augen einen sehr untergeordneten Rang ein. Charlotte hatte eben gesagt, er sei ein Narr, und Georg war höchstwahrscheinlich mit diesem Urtheil vollkommen einverstanden.

Wie sehr er aber auch sich geneigt fühlte, diesen Menschen aus seinen Gedanken zu verbannen, so wollte ihm dies doch nicht mit einer gewissen, ihm von diesem Manne gemachten Mittheilung gelingen, nämlich der, daß Rustin und Verrall eine und dieselbe Person wären.

Wer Rustin gewesen oder welchen Einfluß er auf Georg Godolphin's gutes oder böses Geschick geäußert, darüber brauchen wir hier keine genauen Erörterungen anzustellen. Daß Georg mit diesem Rustin Geschäfte gemacht, welche in ihm keine angenehmen Erinnerungen hinterlassen, und daß er diesen Rustin in seinem Leben

nie zu sehen bekommen, dies waren Thatsachen, welche für uns vollkommen ausreichend sind.

Rustin war einer von denen, welche es verstanden hatten, Georg zu verschiedenen Zeiten einen guten Theil überflüssigen Geldes abzunehmen. Oft hatte Georg Mr. Verrall gebeten, bei seinem Freund Rustin das Giro oder den Accept eines Wechsels zu vermitteln. Verrall hatte sich auch niemals geweigert, und wenn trotzdem seine Vermittelung — wie zuweilen der Fall war — nichts half, weidlich auf Rustin geschimpft.

Die Entdeckung, daß dieser Rustin und Verrall eins waren, öffnete Georg ein weites Feld für allerhand Vermuthungen, die, wie man sich leicht denken kann, nicht zu den angenehmsten gehörten.

Er setzte sich, in immer tiefere Betrachtungen versunken, auf derselben Stelle nieder, wo Thomas Godolphin am Abend von Godolphin's Tischgesellschaft gesessen. Wir meinen die zerbrochene Bank in der Nähe des Stegs.

Sollte er den Sturm aushalten, welcher sich so unheilverkündend über seinem Haupte zusammenzog? War Lord Averil's heutige Anfrage der erste Regentropfen der sich ergießenden Wolken? In sanguinischen Augenblicken — und für Menschen von Georg's leichtherzigem Temperament sind die meisten Augenblicke sanguinisch — zweifelte er nicht daran, daß er den Sturm aushalten werde.

Es gibt Menschen, welche systematisch alle Sorge und Schwermuth von sich werfen. Sie können dem Ungemach nicht fest ins Antlitz schauen; sie blicken seitwärts davon hinweg; sie sehen nicht, ob es kommt; sie überkleiden es mit den Rosenfarben der Hoffnung, aber es fest ins

Auge zu fassen, das fällt ihnen nicht ein. Von Natur seicht und sorglos, können sie selbst keinen tiefen Kummer empfinden oder sich des Unrechts, welches sie Andern zufügen, ordentlich bewußt werden. Sie stürzen die Welt ohne Bedenken ins Verderben, wandeln aber dabei getrost ihren eigenen Weg weiter. So hatte auch Georg es gemacht und sich keinen Genuß versagt, ohne an den künftigen Tag der Rechenschaft zu denken.

An diesem Abend aber änderte sich seine Anschauungsweise. Die Dinge gewannen für ihn allmälig einen so trüben und trostlosen Anschein, daß seine angeborene Heiterkeit dadurch zu Boden gedrückt ward.

Ganz besonders beunruhigte ihn der Zweifel an Verrall. Wenn dieser Mann ein doppeltes und folglich falsches Spiel mit ihm getrieben, welch ein ungeheurer Thor war er, Georg, dann gewesen!

Wie lange er auf diesem einsamen Platze verweilte, wußte er selbst nicht, wahrscheinlich ebenso lange, als sein Bruder an jenem frühern Abend hier gesessen.

Thomas hatte über sein bevorstehendes Schicksal, seinen Tod, nachgedacht, Georg verlor sich in die Betrachtung eines weit schlimmern Schicksals, welches ihn in Schande und Verderben zu stürzen drohte.

Als er sich endlich erhob, um seinen Weg den schmalen gespenstischen Eschengang hinab weiter fortzusetzen, entrang sich ihm ein Stöhnen, welches ebenso schmerzlich war als das, welches seinem Bruder durch körperliche Qualen ausgepreßt worden.

Dreizehntes Kapitel.

Es verging eine kurze Zeit. Der Sommer begann sich in Priors Ash bemerkbar zu machen und alles ging, soviel man sah oder dachte, seinen gewohnten ruhigen Gang. Kein Windhauch hatte bis jetzt die gefährliche Strömung aufgewühlt, nicht der dünnste schwarze Wolkenstreif hatte sich bis jetzt an dem heitern Himmel gezeigt, um offenkundig anzudeuten, daß ein Ungewitter im Anzuge sei.

Ein Gerücht jedoch war in Umlauf gekommen und Priors Ash hoffte aufrichtig, daß es sich nicht bestätigen möge.

Es betraf Thomas Godolphin's Gesundheitszustand. Er sollte mit einem unheilbaren Uebel behaftet sein, wie es seine Mutter gewesen? Priors Ash glaubte es nicht. Seine Reise nach London hatte alle seine eigenen bangen Vermuthungen nur bestätigt.

Die Aerzte, welche er befragt, hatten jedoch erklärt, daß der verhängnißvolle Ausgang ihn nicht jetzt schon, sondern vielleicht erst in vielen Jahren ereilen werde. Sie hatten ihm Ruhe sowohl des Geistes als des Körpers zur

Pflicht gemacht und ihm empfohlen, die Geschäftssorgen, soweit dies thunlich sei, Andern zu überlassen.

Thomas lächelte, als er dies seinem Bruder erzählte.

„Es wird also am besten sein, wenn ich mich zurückziehe und von meinem Vermögen lebe", setzte er scherzend hinzu.

„Ja, thue das!" rief Georg, dem augenblicklichen Impuls Raum gebend. „Das heißt", setzte er hinzu, denn es erwachte, während er sprach, in ihm das unangenehme Bewußtsein, daß das Vermögen seines Bruders, wenn man sich danach umsähe, leichter zu besprechen als zu realisiren sein möchte, „das heißt, Du kannst factisch Dich zurückziehen, indem Du ruhig in Ashlydyat bleibst. Komme nicht mehr ins Geschäft; ich kann alles recht wohl allein erledigen."

Thomas schüttelte den Kopf.

„Solange ich fähig bin, etwas zu leisten, Georg", sagte er, „so lange stelle ich auch meine Thätigkeit nicht ein. Ich glaube, es ist meine Pflicht, dies nicht zu thun. Wenn das, was die Aerzte sagen, richtig ist, nämlich daß ich in meinem jetzigen Zustande oder doch beinahe in meinem jetzigen Zustande noch jahrelang leben kann, so wirst Du, wenn Du einmal wirklich allein stehst, ein älterer und ein weiserer Mann sein. Wenn Du graues Haar haben und gebückt einhergehen wirst, Georg, dann wird Priors Ash in Dir einen stärkern und bessern Mann sehen, als ich jemals gewesen bin."

Georg gab keine Antwort. Er wußte, wer von ihnen beiden bis jetzt der bessere Mann gewesen.

Alles, sagen wir, schien sich in seinem alten Gleis fortzubewegen. Thomas Godolphin kam ins Geschäft, wenn auch nicht alle Tage, doch häufig. Georg gab seine Tischgesellschaften und ritt so häufig wie sonst mit Charlotte Pain spazieren.

Was diese mit ihrem Ehemann angefangen, war ihre Sorge. Er störte die nächtliche Stille der dunklen Ebene oder von Lady Godolphin's Folly nicht mehr, und kein Mensch außer Georg Godolphin hatte etwas von der Wiederauferweckung des Todtgeglaubten erfahren. Charlotte erwähnte eines Tages zufällig gegen Georg, Rodolf sei in London. Vielleicht war er wirklich dort.

Ja, heiter wie je war Georg Godolphin. Wenn er Sorgen hatte, so behielt er dieselben doch für sich und Niemand sah oder ahnte etwas davon.

Georg war leicht zu überreden wie ein Kind und besaß einen ungemein geringen Grad von Voraussicht. Mr. Verrall war es daher auch gelungen, den durch Rodolf's Worte erweckten Verdacht wieder in Schlaf zu lullen.

Mr. Verrall war übrigens nicht lange in Lady Godolphin's Folly geblieben, sondern bald wieder abgereist, sodaß Charlotte allein als herrschende Königin zurückblieb.

Georg hatte nicht vergessen, hier seine Abendbesuche zu machen. War er nicht hier, so war er anderwärts, zu Hause aber nur selten. Kehrte er auch zeitig heim, so ging er dann gewöhnlich in die Bank und blieb oft stundenlang im Directorialzimmer.

Eines Abends, es war dies ein großes Wunder, war er nicht ausgegangen. Um acht Uhr ging er in das Bank-

lokal und schloß sich ein. Eine Stunde später pochte Mary und er ließ sie ein.

Georg saß an einem langen und breiten Tische, der mit Geschäftsbüchern bedeckt war. Bei dem Schein seiner Schirmlampe machte er mit der Feder allerhand Einträge in die Bücher.

„Wie fleißig Du bist, Georg!" rief sie.

„Ei ja", sagte er freundlich. „Es soll mich Niemand so leicht wieder faul nennen."

„Aber mußt Du denn wirklich noch so spät arbeiten? Sonst pflegtest Du es nicht zu thun."

„Jetzt, wo Thomas so wenig leisten kann, muß ich einen weit größern Theil der Arbeit auf mich nehmen als früher", bemerkte Georg.

„Wirklich? Ich habe immer geglaubt, Du und Thomas, Ihr hättet beide nur wenig eigentliche Arbeit zu verrichten. Ich glaubte, dies überließet Ihr den Comptoiristen. Mein Bruder Isaak lachte mich einmal — es ist schon lange her — aus, als ich sagte, Du führtest die Bücher. Er fragte mich, wofür ich wohl glaubte, daß die Comptoiristen bezahlt würden."

„Isaak mag schwatzen, was er will. Weshalb kamst Du eigentlich? Vielleicht um mir zu sagen, daß Dir die Zeit lang wird, wie gestern Abend?"

„Nein, obschon ich mich allerdings des Abends wirklich sehr einsam fühle. Ich genieße jetzt Deine Gesellschaft fast gar nicht mehr, Georg."

„Das Geschäft muß vor allen andern Dingen besorgt werden", antwortete Georg. „Du solltest Dir Besuch einladen."

„Dich könnte mir dieser doch nicht ersetzen", entgegnete Mary einfach. „Ich wollte Dir jetzt blos sagen, daß mein Vater da ist. Hast Du vielleicht Zeit, ein wenig hinauf zu kommen und mit ihm zu sprechen?"

Georg runzelte die Stirn. Die Aussicht auf eine Conversation mit dem wohlehrwürdigen Mr. Hastings schien durchaus keinen sonderlichen Reiz für ihn zu haben. Doch war er so klug oder so rücksichtsvoll, Mary von seinem Mißvergnügen nichts merken zu lassen. Diese fuhr fort:

„Papa sprach von den Chisholms. Die Kaufsumme für das Landgut ist bezahlt worden und er hat sie um der Sicherheit willen hierher gebracht."

„Heute Abend?"

„Ja, er sagte, die Geschäftsstunden seien allerdings nun vorüber, aber Du würdest Dich vielleicht dazu verstehen, das Geld noch anzunehmen", setzte sie lachend hinzu.

„Wieviel ist es?" rief Georg ein wenig allzu begierig; aber Mary war zu arglos, als daß sie dadurch stutzig gemacht worden wäre.

„Neuntausend — ja, ich glaube, er sagte, es wären neuntausend Pfund."

Georg Godolphin klappte die vor ihm liegenden Bücher zu, schloß sie ein, löschte die Lampe aus und ging mit seiner Gattin in das Speisezimmer.

„Kann ich heute Abend noch eine Summe Geld bei Ihnen anlegen?" fragte Mr. Hastings, indem er seinem Schwiegersohn die Hand drückte.

„Ja wohl, soviel Sie wollen", entgegnete Georg in heiterem Tone. „Wir haben noch viel Platz."

Der Rector zog nun eine große Brieftasche heraus und zählte eine Anzahl Banknoten auf den Tisch.

„Brierly, der Agent, brachte mir das Geld vor einer Stunde", bemerkte er dabei, „und ich will es lieber hier bei der Bank in Verwahrung geben, als im Hause behalten. Es sind neuntausend und fünfundvierzig Pfund, lieber Georg."

Georg zählte die Banknoten nach.

„Ich wundere mich, daß Brierly Ihnen nicht lieber eine Anweisung auf den Betrag ausgestellt hat", bemerkte er dabei. „Brachte er denn das Geld von Binham herüber?"

„Ja, er kam in seinem Einspänner. Er sagte, es sei ihm einmal baar bezahlt worden und er brächte es gerade so, wie er es bekommen. Sie geben mir wohl eine Quittung darüber, nicht wahr, Georg?"

Georg trug das Geld fort und kam mit der Quittung zurück.

„Es muß wohl auf Ihr Conto gebracht werden, nicht wahr?" bemerkte er.

„Versteht sich", antwortete Mr. Hastings. „Auf die kleinen Chisholms kann es nicht eingetragen werden. Es ist das erste Mal, daß ich zum Testamentsvollstrecker gewählt worden bin", setzte er hinzu; „ich hoffe aber, daß es auch das letzte Mal sein wird."

„Warum?" fragte Georg.

„Warum? Weil ich weder an der Mühwaltung, noch an der Verantwortlichkeit sonderlichen Gefallen finde. Sobald als mein Mitbevollmächtigter wiederkommt, soll das Geld auf gute Hypothek ausgeliehen werden; bis dahin

müssen Sie es in Ihrer Obhut behalten. Es ist bei Lichte besehen, in Vergleich mit dem, was man erwartete, eine sehr unbedeutende Summe."

„Ja, es ist auch nicht viel", stimmte Georg bei. „Ist es der ganze Betrag, für welchen das Besitzthum realisirt worden ist?"

„Ja wohl, bis auf den letzten Schilling, mit Abzug der Kosten. Advocaten, Agenten und Auctionatoren sorgen schon dafür, daß diese auch niemals zu gering ausfallen", setzte Mr. Hastings mit dem spöttischen Ausdrucke hinzu, der ihm zuweilen eigen war.

„Diese Leute sind einmal darauf angewiesen."

„Ja, das ist freilich wahr. Von welchen Verlusten ist doch ein solcher Zwangsverkauf in Folge eines Todesfalls begleitet!" rief der Rector. „Oft sagte der arme Chisholm in seiner letzten Krankheit zu mir: »Einige zwanzigtausend Pfund müssen, wenn alles verkauft wird, zur Vertheilung unter meine Kinder herauskommen.« Aber siehe da, es ist nicht einmal ganz die Hälfte herausgekommen!"

„Und es ist wohl alles verkauft worden?" fragte Georg.

„Ja wohl, alles, Haus, Feld, Getreidefeimen, wie sie standen, Zucht- und Mastvieh, Hausgeräth, alles, sogar das Tischgeschirr und die Bücher. Das Testament verlangte dies einmal so. Wahrscheinlich hielt Chisholm es für das Beste."

„Wo sind denn die Kinder, Papa?" fragte Mary.

„Die beiden Mädchen sind in der Pension und der Knabe ist bei seiner Großmutter. Ich sah die Mädchen vorige Woche, als ich in Binham war."

„Der Knabe soll einmal Geistlicher werden, nicht wahr, Papa?"

Der Rector beantwortete diese Frage in fast verweisendem Tone.

„Wenn er alt genug sein wird, um eine Wahl zu treffen", sagte er, „und wenn er Lust und Talent zum Berufe eines Geistlichen an den Tag legt, so soll er sich dieser Carrière widmen, außerdem aber nicht, Mary."

„Was soll mit dem Gelde werden?" fragte Georg.

„Es soll angelegt und der Zinsenertrag auf die Erziehung und den Unterhalt der drei Kinder verwendet werden und zwar so, daß auf den Knaben ein größerer Antheil gerechnet wird als auf die Mädchen. Wenn das jüngste Kind, nämlich der Knabe, mündig ist, soll dann das Kapital zu gleichen Theilen unter sie getheilt werden. So lauten die Bestimmungen des Testaments."

„Wie soll denn das Geld angelegt werden?"

„In Staatspapieren, glaube ich. Es ist dies meinem und Mr. Harknar's Ermessen anheimgegeben. Ich werde diesen darüber entscheiden lassen, denn er versteht von Geschäften mehr als ich."

So plauderte man noch eine Weile.

Als Mr. Hastings vor kurzem sich zum Vormund und Mitbevollmächtigten für die Kinder eines so eben verstorbenen Freundes ernannt sah, hatte er anfänglich den Wunsch gehegt, dieses Vertrauensamt ablehnen zu können, endlich es aber doch angenommen. Der andere mit ernannte Herr, ein Mr. Harknar, war in Geschäften nach einer der Ionischen Inseln gereist, ward aber in der Kürze zurückerwartet.

Der Rector blieb etwa noch eine Stunde sitzen und sprach von den kleinen Chisholms und andern Dingen. Als er sich endlich entfernte, ging Georg wieder in die Bank und setzte sich beim Scheine der Schirmlampe wieder über seine Bücher. Er widmete, wie es schien, seinem Geschäft bei Nacht mehr Aufmerksamkeit als am Tage.

Ende des dritten Bandes.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.



Der Rector blieb etwa noch eine Stunde sitzen und sprach von den kleinen Chisholms und andern Dingen. Als er sich endlich entfernte, ging Georg wieder in die Bank und setzte sich beim Scheine der Schirmlampe wieder über seine Bücher. Er widmete, wie es schien, seinem Geschäft bei Nacht mehr Aufmerksamkeit als am Tage.

Ende des dritten Bandes.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.